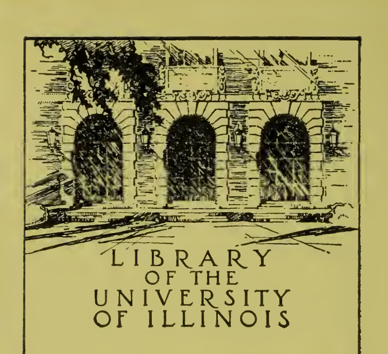
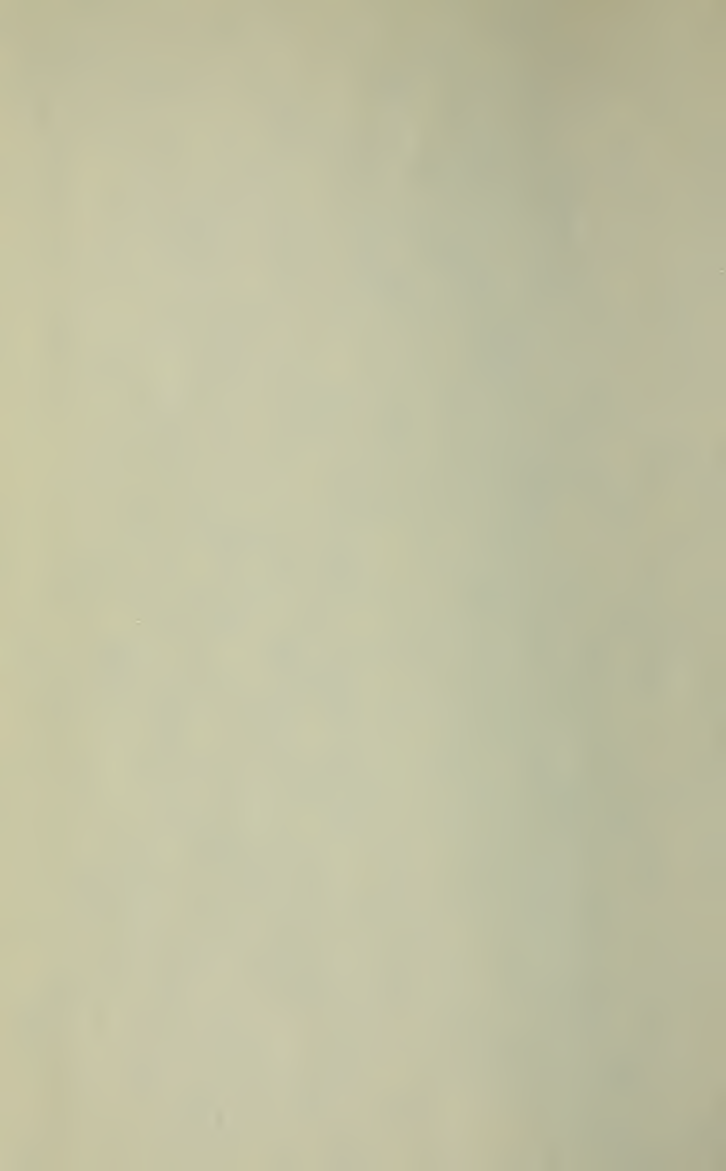












PAUL LANGENSCHEIDT

DU BIST MEIN

ROMAN

ERSTES BIS ZEHNTES TAUSEND



VERLAG Dr. P. LANGENSCHEIDT
BERLIN-LICHTERFELDE

MEINER MARTHA ZUM GEDÄCHTNIS

Dû bist mîn, ich bin dîn:
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen,
verlorn ist daz slüzzelîn.
dû muost immer drinne sîn.



Vergönne, Leser, mir . . .

Vergönne, Leser, mir die eine Bitte:
Lies nicht dies Buch in froher Menschen Mitte,
Nach scharfem Trunk aus schäumendem Pokal,
Nach wildem Tanz im lichtdurchglänzten Saal,

Lies dieses Buch, wenn leis die Lampe singt,
Nach Tages Hast kein Lärm mehr zu dir dringt,
Lies es für dich allein in stiller Stunde;
Wenn deines Hauses Zauber in dir lebt,
Wenn wie ein Segen noch auf deinem Munde
Der Gutenachtkuß deines Weibes schwebt,
Wie Abendglocken träumen übers Land, —
Dann, Leser, nimm dies schlichte Buch zur Hand.

Und wenn es dir das Herz ein wenig rührt,
Ein wenig dir die Brust zusammenschnürt,
Dann denke mein, der selbst verlassen blieb,
Der heut des Buches letzte Zeile schrieb
Am Tage, da vor fünfundzwanzig Jahr
Sein junges Weib, das Myrthenreis im Haar,
Er überselig in sein Heim geführt.

Von ihrem Haupte ihr zu Ehren blinkt
Am heut'gen Tage nicht der Silberkranz,
Kein perlend Lachen durch die Räume klingt,
Kein Gast, kein froher Wunsch, kein Festesglanz
Des Hauses treue Freundesschar vereint, —
Nur einer, der heut um Verlornes weint,
Den todeswund des Unglücks Keule traf.

Und fern von ihm schläft sie den letzten Schlaf.

— — — — — — — — — — — — —

Ein Bild stand vor mir, als ich dieses schrieb,
Das Letzte, Allerletzte, was mir blieb
In Wintersnacht aus lichten Maientagen.
Ich sah in ihre blauen Augensterne
Mit ihrem Sehnsuchtsblick in Märchenferne
Und hörte mich in bangem Zweifel fragen:
„Gib du mir Rat, Geliebte! Ist es Sünde,
Wenn ich es all den fremden Menschen künde,
Wie unser heimlich Glück so wunderbar,
Wie herzzerreißend unser Scheiden war?
In meiner Seele wogen die Gedanken,
In meiner Brust ringt Dunkelheit und Licht,
Blüht die Erinn'rung unter Dornenranken ...
Zeig, Liebling, mir den Weg, ich weiß ihn nicht."

Und sonnig lächelt sie mir zu:
„Sei nur getrost, du Liebster du!
Was du von wunderselig jungem Lieben,
Von düstren Tagen, Schuld und Qual geschrieben,
Ist keine Sünde, ist ein heiß Gebet.
Und wenn ein einziger nur in sich geht,
Vor diesen Blättern reuig sich bedenkt,
Was ihm das Glück in seinem Heim geschenkt,
Ein einz'ger sich im Herzen ernst und still
Gelobt, daß er auf Händen tragen will
Sein Weib bis in des Sterbens Weh hinein, —
Dann, Liebster, wird dein Leid gesegnet sein!"

So geh denn aus dem dunklen Haus,
Du Büchlein, in die Welt hinaus,
Erzähl' von ihr, der du geweiht,
Von unvergeßlich schöner Jugendzeit,
Von einem goldnen Herzen, das jetzt still,
Von Lieb', die nicht erlöschen will,
Selbst in des Todes eis'gem Bann
Nicht enden will, nicht enden kann, —
Und weck' aus bitterschweren Schmerzen
Zu neuem Glück die Menschenherzen . . .

Und wenn dich, Leser, dieses Buch erhebt,
Als hättest selbst du Freud und Leid durchlebt,
Du selbst gehofft, gebangt, geirrt, gelitten, —
So gehe leise, mit verhaltnen Schritten
Bis dorthin, wo dein Bestes in der Welt,
Dein treues Weib der Schlaf umfangen hält, —
Und dann knie lautlos, daß sie nicht erwacht,
An ihrem Lager hin in stiller Nacht
Und bitte Gott, bitt' ihn inbrünstig heiß,
Aus tiefstem Herzensgrunde, ohne Ende,
Daß er in Gnaden halte seine Hände
Auf ihr, die deines Lebens höchster Preis, —
Die dir als zagend unschuldsvolle Braut
Ihr ganzes Schicksal gläubig anvertraut,
Die Hand in Hand mit dir so mancher Not,
Manch bittrer Sorge fest die Stirne bot,
Die deine Kinder unterm Herzen trug, —
Denk' derer, die das Unglück grausam schlug,
Und bete, Mann, daß des Allmächt'gen Güte
Euch beide segne und behüte . . .

DU BIST MEIN



Ungeduldig harrend stand er am Frühstückstisch. In das Eßzimmer des Schweizerhäuschens, das vom Bergeshang auf die krummen Gassen und enggeschachtelten Dächer der altberühmten Thüringer Universitätsstadt hinabblickte, grüßten durch die breiten Fenster der Veranda die langgestreckten, grünbewaldeten Höhen hinein, an deren Abhängen die grauen Nebel eines trüben Julitages melancholisch entlangkrochen.

Vom Turm der Hauptkirche schallten die Glocken herauf. Es war ein Sonntagmorgen.

Aber als nun flinke, fröhliche Schritte die Treppe hinabhuschten und die Tür aufflog, schien trotz der schweren Wolken dort draußen der Raum plötzlich von hellem Sonnenschein überflutet. Man glaubte der jungen Frau nicht einmal ihre achtzehn Jahre, so jung und zart erschien sie mit ihrem blonden Haar und den tiefblauen Augen, mit den zierlichen Händen und Füßchen, mit ihrer ganzen elfenhaften

Puppengestalt. Während sie wie ein Wirbelwind auf ihn zustürmte, hing sein Blick in seliger Freude an ihr, als sei er viele, viele Monate, nicht nur Minuten von ihr getrennt gewesen.

Und schon reckte sie sich vor ihm auf und schlang die Arme so stürmisch um seinen Hals, daß er fast mit ihr gestrauchelt wäre. Lange und heiß, wie ein Verdursteter, küßte er sie. Dann aber versuchte er den gestrengen Hausherrn herauszukehren.

„Es ist gleich zehn," sagte er mit leichtem Vorwurf, während er sie vorsichtig, wie eine zerbrechliche Nippessache, wieder auf den Boden stellte.

„Nicht zanken, Männi," bettelte sie, noch ganz außer Atem, „nicht brummen mit deiner kleinen Susi! 's ist Sonntag heut, — sieh nur, wie wunderhübsch ich mich herausgeputzt hab'." Mit den Fingerspitzen ihrer beiden Händchen hob sie ein wenig den weißen Tennisrock. „Seidene Strümpfchen und blitzblanke Schuh," jubelte sie. Und sie sah ihn mit strahlenden Augen an.

Er war kein schöner Mann, schmal, aber hochgewachsen, mit grauen, klugen Augen im

bartlosen, von tiefen Schmissen durchzogenen Gesicht. Seine Haltung und Bewegungen hatten in ihrer Lässigkeit etwas Aristokratisches; und wie er jetzt in überquellender Liebe das kleine Frauchen da vor ihm bewunderte, wurde er schön durch den Ausdruck hingebender Güte, unsäglichen Stolzes.

Aber ehe er Susi antworten konnte, schrie sie schon vor Entzücken auf. Sie hatte auf ihrem Platz am Frühstückstisch einen Strauß von wundervollen, tauschweren Teerosen entdeckt.

„Für mich?“ fragte sie, mit plötzlich verhaltener Stimme und erglühenden Wangen, wie ein Kind, das vor dem Weihnachtsmann nicht laut zu sprechen wagt. „Für Susi?“

Er trat an sie heran und schlang fest den Arm um sie. Der Duft ihres blonden Haares stieg zu ihm empor.

„Weißt du noch, Lieb,“ sagte er bewegt, „heute vor einem Jahr, als ich zum ersten Mal dich sah? Und wenige Stunden darauf Gott danken durfte, daß er mir gnädig gewesen, mir die Krone meines Lebens geschenkt?“ Die Augen waren ihm feucht geworden.

Sie blickte ängstlich, fast erschrocken zu ihm auf; sie war es so gar nicht gewohnt, daß er ihr

gegenüber sich ernst und feierlich gab. Und ein Hauch seiner großen Liebe, der unendlichen Liebe des Mannes, die nichts Köstlicheres kennt, als das Weib seines Herzens, zog über sie hin.

Befangen barg sie das Köpfchen an seine Brust, während er in verhaltener Rührung ihren blonden Scheitel küßte. Aber dann machte sie sich plötzlich frei und sah mit leuchtenden Augen zu ihm auf. Und wieder ganz Sonnenschein, ganz Übermut, lachte sie ihn fröhlich an:

„Richtig, Schatz, heute vor einem Jahr! Und da heulst du, du liebes, törichtes Männi?“

Dr. Otto Haardt war Privatdozent für Geschichte an der Thüringer Universität. Neben seinen Vorlesungen, deren Hauptgebiet das Mittelalter war, schrieb er an einer Geschichte Deutschlands, deren erste, bereits erschienene Bände durch ihre freimütige, völlig objektive Darstellung den Ruf des jungen Gelehrten fest begründet hatten.

Er stammte aus wohlhabender Hamburger Familie. Die Eltern hatte er früh verloren. Sein zehn Jahre älterer Bruder Hugo, der jetzt beim

Stabe eines rheinischen Kürassierregimentes stand, wurde sein Erzieher und Freund. Gleich nach dem Tode der Eltern siedelte der vierzehnjährige Knabe zu seinem Bruder über, der damals als Leutnant in Ostpreußen stand, absolvierte dort das Gymnasium, studierte in Berlin, München und an der Thüringer Universität, an der er sich dann, achtundzwanzig Jahre alt, habilitierte.

Fünf Jahre schwerer Arbeit folgten für ihn, Jahre, in denen er die Ferien nur dazu benutzte, um hier und dort in den Archiven nach alten Urkunden zu stöbern. Je mehr die ersten Bände seines Werkes durch die Fülle neuer Tatsachen und selbständiger Auffassungen mit den bisherigen historischen Anschauungen aufräumten, desto höher wuchs der Ehrgeiz in ihm, auch in den Schlußbänden den hochgespannten Erwartungen der Fachgenossen und der Kritik zu genügen.

So kam es, daß sein gesellschaftlicher Verkehr sich auf das Notwendigste beschränkte. In engeren Beziehungen stand er nur zu dem Hause des Historikers Professor Benting, seines ehemaligen Lehrers, der sich ihm schon in der Studienzeit und bei der Habilitierung als

Freund und Gönner erwiesen und die Forschungen des jungen Kollegen mit Rat und Tat gefördert hatte. Oft saß der fünfundsechzigjährige Professor, den nur zu oft die leidige Gicht an den Krankenstuhl fesselte, mit seinem einstigen Schüler in regem Gedankenaustausch bis in die Nacht in dem gemütlichen, mit altem Hausrat vollgestopften Bentingschen Heim, während Hedwig, die zweiundzwanzigjährige Tochter des verwitweten Gelehrten, für das Behagen ihres Vaters und Gastes sorgte. Sie war ein stilles, ernstes Mädchen, das nach bestandenem Lehrerinnen-Examen zwei Jahre in einer hannoverschen Pension unterrichtet hatte und nach dem Tode der Mutter zur Pflege des Vaters heimgekehrt war.

Oft schon hatte Otto zu bemerken geglaubt, daß Hedwig ihm ein freundliches Interesse entgegenbrachte; aber der Gedanke an eine Fakultätsheirat lag ihm so fern, und Hedwig entsprach trotz ihrer unleugbaren Schönheit so wenig seinem Frauenideal, daß er sich selbst seine Vermutung ausredete.

Zweimal im Jahre vereinigte sich die ganze Studentenschaft der Universität zu einem ge-

meinsamen Fest, und zwar vier Wochen vor Ostern zu einem akademischen Ball, Ende Juli zu einer Veranstaltung im Freien, die jedesmal ihren Charakter änderte. Diese periodische Einmütigkeit der studierenden Jugend hatte regelmäßig im Gefolge, daß alle die latenten Reibereien, die im Laufe des Semesters zwischen freier Studentenschaft und Korps, Burschen- und Landsmannschaften, schlagenden Verbindungen, Turnern und anderen Satisfaktion gebenden Vereinen entstanden waren, durch die engere Berührung der sonst so scharf geschiedenen Kreise in angemessener Weise zum Austrag kamen. Im ganzen Semester wurde nicht so hingebend gefochten, als in diesen Wochen, in denen jede Korporation den letzten waffenfähigen Mann herausstellte, und erst acht Tage vor dem Sommer- und Winterfest wurde das Kriegsbeil begraben, um nicht den Erfolg des Tages durch eine allzu große Anzahl von außer Gefecht gesetzten Kommilitonen zu gefährden.

Eines Tages, als gerade die Vorbereitungen zu diesem Sommerfest der Studentenschaft die kleine Universität wieder in Spannung und Aufregung versetzten, hörte Otto Hedwig

flüchtig erwähnen, daß sie eine junge Freundin zu Besuch erwarte, — eine Waise, die sich seinerzeit in der Pension eng an die sie bemutternde, sechs Jahre ältere Lehrerin angeschlossen hatte und die jetzt bei ihrer Tante am Rhein lebte. Der Name Susi blieb ihm im Ohr haften.

Wenige Tage später fand bei wundervollem Wetter das Sommerfest statt, an dem nach alter Sitte die Professoren und Dozenten der Universität ohne Ausnahme teilnahmen.

Auf einer der Bergeshöhen lag der Festplatz, dort, wo weites grünes Wiesenland, von Waldesriesen umsäumt, sich weithin um die stattliche, als Bierdorf berühmte Ortschaft erstreckte. „Vor fünfhundert Jahren", lautete die Parole. Rings im Kreise waren Buden und Zelte errichtet, von denen aus Minnesänger ihre kecken Lieder ertönen ließen, Quacksalber ihre Wunderkuren priesen, Frau Wirtin mit ihrem Töchterlein kühlen Wein verschenkte. Hier lagerten bei abgeschirrten Wagen braune Gesellen am Feuer, zogen wahrsagende schwarzäugige Zigeunerinnen durch die Menge, um bald einem würdigen Dekan im weißen Haar Ruhm und Ehren, bald einer blühenden Maid den Liebsten

zu verkünden; dort zechten Vaganten aus gewaltigen zinnernen Krügen, die Waffe an der Hüfte. Im Walde scherzten gewappnete Reisige mit der Marketenderin, vom Rande des Dorfes lockten schreiend Komödianten zu Hans Sachsens Schwank vom Sankt Peter mit der Geiß. Dazwischen neben den studentischen Trachten des fünfzehnten Jahrhunderts die bunten Mützen der Gegenwart, Mädchengestalten in lichten Kleidern und frische Dirnen im schmucken altthüringer Kostüm. Und überall im bunten Durcheinander die Klänge der Musik, froher Sang, helles, sorgloses Lachen.

Wohl eine Stunde schon war Otto auf dem Festplatz herumgeschlendert und hatte sich am Treiben der Jugend erfreut, als er Professor Benting in Gesellschaft zweier junger Damen den Festplatz betreten sah. Die eine, Hedwig, war ihm wohlbekannt, die andere . . . Ja, um Himmels willen, was war denn nur plötzlich mit dem jungen Dozenten los, der gerade hier, unter seinen Studenten, doppelt auf seine Würde achten mußte? Wie sehr mußte er den alten Professor doch schätzen und verehren, daß er bei seinem Anblick sich blindlings durch die Menge drängte und wie ein Pfeil auf ihn los-

stürzte! Mit einem Gefühl der Bewunderung blickten die jungen Kommilitonen auf ihren pietätvollen Dozenten, bis bei dem Näherkommen der Gruppe sich ihr Erstaunen in ein verständnisvolles Schmunzeln verwandelte. Also daher . . .! Auf Cerevis, da wären sie alle wohl gern Hals über Kopf hingejagt, trotz des ihnen anerzogenen Komments, selbst unter den kritisierenden Blicken der gegnerischen Korporationen, — Füchse und Burschen und Chargierte, alle miteinander! Himmel Herrgott, gab es denn wirklich etwas so Süßes auf der Welt, wie diese kleine Fee dort im weißen Kleidchen, mit den Kornblumenaugen unter dem blonden Haar? Unwillkürlich reckten sich die jungen, schlanken Gestalten höher, als rüsteten sie sich, allen Nebenbuhlern zum Trotz, um die Gunst des lieblichen Gastes zu werben. Und in manchem Herzen regte sich das Bedauern, daß dieser Dr. Haardt, der jetzt so stolz an ihrer Seite dahinschritt, nicht einfach anzukontrahieren war, obwohl die Klinge des einstigen Korpsburschen bis auf den heutigen Tag ihren Ruhm bewahrt hatte.

Und wirklich war Otto wie ausgetauscht. Kaum vermochte er auf Professor Bentings

und Hedwigs Äußerungen und Fragen zu antworten, und noch länger dauerte es, bis er mit Susi in ein einigermaßen vernünftiges Gespräch kam. Aber dieser war das farbenfrohe Bild vor ihr so neu und ungewohnt, sie selbst stand plötzlich unter einem so wunderlichen, unbegreiflichen Bann, daß sie in ihrer eigenen Verwirrung die seinige gar nicht merkte.

Dann aber kamen sie rasch ins Plaudern. Susi war in demselben rheinischen Städtchen daheim, in dem sein Bruder Hugo jetzt in Garnison stand, und diese gemeinsame Beziehung schien beide von Anfang an zu verknüpfen. Im Trubel des Festes hatten sie den Professor und Hedwig verloren; vielleicht, daß der alte Herr bald müde geworden, und, da er Susi in guter Hut wußte, mit seiner Tochter nach Hause gegangen war. Und auch Susi war anscheinend froh, in der fremden Umgebung unter Ottos Schutz zu stehen; sie freute sich jedesmal, wenn vor ihrem Begleiter, der heute selbst das Burschenband seines Korps trug, die roten grünen, blauen Mützen in kameradschaftlicher Ehrerbietung sich von den jungen Köpfen hoben.

Die Sonne sank. Die Schläger schmetterten auf die langen Tische, die auf grüner Halde am Saume des Dorfes standen. In den mächtigen Bäumen rauschte der Abendwind. Über den Bergen im Osten schwebte in weißem Lichte der Vollmond.

Otto führte Susi an die mittelste Tafel, ganz obenan, dort, wo dichtgeschart die roten Mützen sich sammelten; und er selbst stülpte sich jetzt eine gleiche auf. Wie ein verzaubertes Prinzeßchen saß sie da, in ihrem weißen Kleide, mit dem blonden Haar und den großen blauen Augen unter dem breiten Strohhut. Sie schrak zusammen, als wieder neben ihr die Klinge auf den Tisch krachte und das erste Allgemeine stieg.

Während des Gesanges blickte sie einmal zu ihm auf. Und sie war erstaunt, wie der Mann, der ihr bisher so ernst und ruhig erschienen war, hier neben ihr aufgestrafft saß und mit jugendfrohem Blick die grauen Augen über das bunte Bild vor ihm schweifen ließ. Und jetzt hefteten sich diese Augen fest, bewundernd auf sie, gerade als aus vielen hundert Kehlen die traurig-wilde Weise des fahrenden Schülers durch die Nacht erklang:

Und sie küßt mich und drückt mich und lacht so hell;
Nie hab' ich die Dirne geschaut.
Bin ein fahrender Schüler, ein wüster Gesell,
Was lacht sie und küßt mich so traut?

Von dem, was dann später kam, hat klein Susi nur eine verworrene Erinnerung bewahrt. Ein schmaler gewundener Pfad, von gewaltigen Buchen umsäumt, durch die das goldene Mondlicht nur hier und da mühsam bis auf den grünen Moosteppich dringt. Tief unten vom Städtchen her schlagen die Turmuhren mit verhallenden Klängen. Er stützt sie, damit sie im Dunkeln nicht strauchelt; dann, als der Pfad ebener und und breiter geworden, empfindet sie plötzlich, daß sein Arm sie umschlingt. Und ein köstliches Gefühl der Ruhe, heimlichen Geborgenseins durchströmt sie, daß der Gedanke ihr weltenfern bleibt, ihm sein Tun zu wehren; nur immer weiter möchte sie, von seinem Arm getragen, wunschlos, in tiefem, unsäglichem Glück, über Berg und Tal, in die weite, schöne Welt hinein . . . Und plötzlich beginnt er zu sprechen: Was, weiß sie nicht mehr und wird sie nie wissen. Nur das Eine weiß sie, daß sie mit einmal an seinem Herzen liegt, in Lachen und Weinen, wobei der breite Strohhut in große Ge-

fahr gerät, daß sie plötzlich Du zueinander sagen und sich küssen und immer wieder küssen, daß sie dann am Bergesfuß im Freien stehen, die altertümliche Stadt vor sich, und er sie so lange um ein liebes Wort bestürmt, bis ihr, wie unter unwiderstehlichem Zwange, die innig-schlichten Verse aus längst verklungener Zeit sich von den Lippen lösen:

„Du bist mein,
Ich bin dein,
Deß sollst du gewiß sein ..."

Und dann liegt sie im Kämmerchen, das sie gemeinsam mit Hedwig bewohnt, in ihrem Bettchen und plaudert mit der Freundin, ohne recht zu wissen, was sie sagt, und schwärmt von dem Fest und fragt hunderterlei von Otto Haardt. Und endlich kann sie nicht länger ihr Geheimnis wahren und erzählt alles und weint jämmerlich dabei, — warum, das versteht sie selbst nicht. Und Hedwig fragt mit seltsam heiserer Stimme durch das dunkle Kämmerlein: „Aber Susi, wenn es dir so leid tut, warum hast du dann ja gesagt?" Worauf sie, die junge, selige Braut, mit einem Ruck sich mit ihrem rotgeheulten Näschen im Bett aufrichtet und empört ant-

wortet: „Es tut mir aber nicht leid! Und ich weine doch nur, weil es so wunder-, wunderschön ist.“ Und so berauscht und überglücklich und verworren ist sie, daß sie sich fest einredet, mitten in der Nacht zu hören, wie Hedwig verzweifelt in ihre Kissen schluchzt. Aber als sie die Freundin anruft, bekommt sie keine Antwort . . .

Acht Tage später brachte er sie heim, um bei der Tante um sie anzuhalten.

Auf Susis vieles Bitten hatten sie dieser weder von dem Verspruch noch von Susis Rückkehr Nachricht gegeben; und notgedrungen hatte daher Otto auch darauf verzichten müssen, seinem Bruder Hugo, der ja im selben Orte stand, seine Verlobung mitzuteilen. „Ich muß die Tante überraschen,“ wiederholte Susi zum zehnten Mal mit fröhlichen Augen, während sie, beide im Abteil allein, am frühen Morgen durch das im Sonnenschein leuchtende Thüringer Land fuhren. „Ich kann mir die Freude nicht verderben. Denk' dir doch nur, was sie für Augen machen wird.“

Dann ließ Susi sich erzählen, was denn eigentlich ein Stabsoffizier war; denn Majors sollten natürlich doch auch sofort besucht werden. Otto selbst hatte einer angewachsenen Hochquart halber, die ihm das Tragen des Helmes unmöglich machte, nicht dienen können,

aber er wußte natürlich, an der Seite seines Bruders aufgewachsen, Bescheid. Susis militärische Erziehung zeigte sich bodenlos vernachlässigt; und da ihr Urteil durch keine Sachkenntnis getrübt war, quittierte sie auf Ottos Belehrung nach Frauenart mit Mißtrauen. „Schatz," sagte sie, nachdem er ihr wiederholt die Stufenleiter der Dienstgrade vorgebetet hatte, „du bist dir wohl selbst nicht sicher. Du meinst, erst kommt der Leutnant und dann der Major, — aber erst der Generalmajor und dann der Generalleutnant? Das ist ja unmöglich! Und ein General o b e r arzt soll weniger sein als ein Generalarzt? Du, man merkt, daß du nicht gedient hast. Was meinst du, — ob es nicht das Sicherste ist, ich sage zu jedem Soldaten ‚Herr General'?"

„Da wird sich besonders Hugos Bursche sehr freuen," antwortete Otto mit Überzeugung.

Endlich am Ziele angelangt, flüchtete er sich wie ein Übeltäter durch den ganzen D-Zug, um weit hinter Susi auszusteigen und ein Hotel aufzusuchen. Sie hatten verabredet, daß er sich eine halbe Stunde später bei Tante Amalie einfinden sollte.

Als Susi unter Zurücklassung ihres Koffers

in der Mittagshitze zu Fuß vor dem Hause der Tante anlangte, wußte sie, daß diese gerade schlief. Das heißt, offiziell schlief Tante Amalie trotz eines feinen Pfeifens, das jeden Mittag rhythmisch bis auf den Vorflur hinausklang, niemals, und es pflegte sie empfindlich zu kränken, wenn Susi einmal das Gegenteil behauptete.

Susi öffnete die nach der Sitte des Ortes unverschlossene Haustür. Sie tat es ganz langsam; denn aus ihren Backfischjahren, wenn sie sich bei einer Freundin verspätet hatte, wußte sie, daß dann die Klingel da oben an dem Türbalken nicht anschlug. Auf den Fußspitzen schlich sie die Treppe hinauf in ihr Stübchen und läutete zweimal, das altgewohnte Zeichen für Berta, die Stütze des Hauses, die Susi schon auf dem Arm getragen hatte, daß sie im Oberstock gewünscht wurde.

Als Berta ganz erstaunt hinaufkam und Susi erblickte, die ihr mit Händen und Füßen allerhand unverständliche Zeichen machte, um sie zum Schweigen zu bewegen, unterdrückte sie nur mit Mühe einen lauten Schrei. Und kaum hatte sie sich halbwegs beruhigt, als Susi auch schon zu berichten begann. Mit eiserner Stirn erzählte sie, daß sie vor Heimweh nach der

Tante und Berta nicht länger ausgehalten hätte. Es war erstaunlich, wie glatt der kleinen Susi dieser Schwindel von den Lippen ging; aber sie hatte sich alles in den acht Tagen so oft und so schön zurechtgelegt, daß sie nun selbst über ihr Lügentalent aufrichtig entzückt war.

Und jetzt, wo Berta wieder ganz im Gleichgewicht war, begann Susi, sie auf die große Neuigkeit vorzubereiten.

„Das ist noch gar nichts,“ sagte sie selig, im Vorgenuß ihres Knalleffekts. „Keine Ahnung hast du, Berta, was ich bin.“

„Das ist nicht schwer zu raten,“ antwortete diese ohne Zögern. „Ein Nichtsnutz bist du.“

„Das kommt von eurer Erziehung,“ parierte Susi. „Aber diesmal hast du doch vorbeigeraten. Ich bin so glücklich, Berta, — so außer mir vor Freude.“

Berta fühlte sich sichtlich geschmeichelt; endlich, da draußen in der fremden Welt hatte klein Susi erkannt, was sie an ihrer Berta hatte.

Doch Susi konnte ihr Geheimnis nicht länger bewahren. Sie schlang die Arme um ihre treue Pflegerin. Und verschämt gestand sie: „Berta, denke dir, ich bin verlobt.“

Einen Augenblick schien es, als wollte Berta

sich vor Überraschung auf den Boden setzen. Dann aber beruhigte sie sich merkwürdig rasch. Sie schüttelte den großen Kopf mit dem straffgezogenen sandfarbenen Haar und dem eisenfest gesteckten Knoten und antwortete gelassen:

„Mir machst du nichts vor, Susichen. Dich nimmt kein Mann, — so'n Quirl wie dich."

„Wart ihr mit siebzehn Jahren denn anders, die Tante und du?" fragte Susi beleidigt zurück.

Berta reckte sich hoch. „Das will ich meinen," antwortete sie stolz. „Wir waren beide wahre Muster von Artigkeit."

„Na also," sagte Susi befriedigt. „Und seid doch beide sitzengeblieben. Alle artigen Mädchen bleiben sitzen. Nur die Quirle heiraten."

„Dazu gehören doch immer noch zwei," erwiderte die gekränkte Berta skeptisch.

Aber Susi ließ sich nicht länger halten. „Wir sind zusammen gekommen, im selben Zug," jubelte sie. „Und in einer halben Stunde ist er hier."

„Wer?"

„Mein Schatz."

„Hier bei uns?" Bertas Stimme ging immer höher.

„Hier,“ bestätigte Susi in voller Ruhe.

Wieder hob Berta die Arme zum Himmel. Dann sank sie erschöpft auf einen Stuhl und schüttelte ihr von Pomade glänzendes Haupt.

„Was ist denn das bloß für ein Mensch?“ fragte sie nach langem Schweigen mit hoffnungsloser Stimme.

Aber Susi hatte die Pause benutzt, um einen Racheplan zu entwerfen. Es wurmte sie innerlich doch mächtig, daß Berta so wenig von ihren Talenten zur Ehe überzeugt war.

Eine Szene war vor ihr aufgetaucht, die sie auf einer Station während der Fahrt gesehen. Da hatte ein Mann im Arbeiterkittel, die Hand am Hebel, an den sich kreuzenden Schienen gestanden. Langsam kam eine lange Reihe Wagen heran, von einer keuchenden Maschine mühsam geschoben. Und plötzlich verlangsamte sich der Zug für einen Augenblick. Nur der vorderste, nicht gekoppelte Wagen rollte im gleichen Tempo fort und glitt geradeaus weiter; dann ein Ruck am Hebel, und die lange, übriggebliebene Wagenkette bog in leichtem Bogen majestätisch in das Nebengleis ein.

Dieses Bild war ihr plötzlich wieder vor Augen getreten. „Was mein Schatz ist?“ fragte

sie daher zurück. „Weichensteller an der Eisenbahn.“

Ein entsetzter Schrei schnitt durch die Luft. In der offenen Tür war die Tante zusammengeknickt. „Mein Salz! Mein Riechsalz!“ jammerte sie in den höchsten Tönen.

Und schon eilte Berta hinaus, teils um das rettende Salz zu holen, teils, weil das bessre Teil der Tapferkeit noch immer Vorsicht ist.

Unten klang dünn die Glocke; Otto, im spiegelblanken Zylinder und Gehrock, in jeder Hand einen in weißes Papier geschlagenen Strauß Rosen, trat feierlich durch die Haustür.

Als er den Schrei hörte, stürmte er in Todesangst, daß seiner Susi etwas geschehen sei, nach oben und rannte die herabeilende Berta über den Haufen.

Bei dem Krach auf der Treppe war die Tante Amalie aus ihrer Ohnmacht erwacht. Aber ehe sie noch einen Laut äußern konnte, sah sie mit unbeschreiblicher Empörung das Kind, die kleine, siebzehnjährige Susi, sich einem total fremden Eindringling so schamlos in die Arme werfen, daß der blanke Zylinder in zierlicher Kurve davonrollte und sich sanft schaukelnd der Tante zu Füßen legte.

Herrgott, was hatte Susi da angerichtet! Wie schlug der kleinen Verbrecherin das Herz! Und in ihrer Not bohrte sie immer verzweifelter ihr Köpfchen in Ottos Gehrockklappen, entschlossen, nicht eher wieder aufzutauchen, als bis der Sturm vorübergezogen war.

Sekundenlang standen sich Otto und die Tante stumm vis-à-vis. Dann machte er ihr eine möglichst tiefe Verbeugung, die jedoch mit Rücksicht auf die noch immer sich an ihn anklammernde kleine Susi ein rasches, klägliches Ende fand. Und mit verlegenem Lächeln stotterte er über Susi hinweg:

„Privatdozent Dr. Haardt."

Aber die Tante war noch immer so entsetzt, einen Herrn in Susis Zimmer und in innigster Umschlingung mit ihr zu sehen, daß sie in ihrer grenzenlosen Verwirrung den Zylinder aufhob, der jetzt allmählich zur Ruhe gekommen war, und ihn Otto mit den merkwürdigen Worten überreichte:

„Nun setzen Sie wenigstens doch Ihren Hut wieder auf."

Da Otto jedoch dies einerseits nicht konnte, weil seine beiden Hände mit den Sträußen bewaffnet waren, er andererseits als guterzogener

Mensch auch ernste Bedenken gegen den Vorschlag der Tante hegen mußte, so sagte er mit mühsamer Freundlichkeit, denn allmählich wurde ihm seine geliebte Susi denn doch unbequem:

„Das würde sich wohl nicht schicken, mein gnädiges Fräulein.“

Aber jetzt verließen Susi die Kräfte. Sie öffnete notgedrungen die Arme und ließ sich herab. „Um Himmels willen, Otto,“ sagte sie dann mit dem Mute, der nichts mehr zu verlieren hat, „wenn es der Tante Freude macht, so nimm doch nur den Zylinder und setz ihn dir auf.“

Aber zugleich hatte sich auch die Tante von ihrer Überraschung erholt. Ein Weichensteller, — Unsinn! Wie war es doch gewesen? Haardt, Privatdozent Dr. Haardt? So hieß doch auch der Major von den Kürassieren? Hatte der nicht einen jüngeren Bruder, der an derselben Universität war, von der Susi eben herkam? Und waren das nicht reiche Leute? Ja, aber, das war ja ganz wundervoll!

Und während Otto sich wünschte, wie ein Wischnubildnis tausend Arme zu haben, um trotz der beiden Buketts der Tante den Zylinder abzunehmen, ihr die Hand schütteln und sich

die heiße Stirn trocknen zu können, ging ein von Sekunde zu Sekunde freundlicheres Lächeln über Tante Amalies Züge. Auch Berta, die soeben, das Riechsalz in der Hand, vorsichtig wieder aus dem Hintergrund aufgetaucht war, sah an der Tante Mienen, daß dieser fremde Mann, der offenbar Susis Zukünftiger war, kein Hochstapler oder Mörder sein konnte. Und sofort wurde sie tapfer.

Sie wußte, was sich schickte.

Sie nahm einen Stuhl, wischte mit der Schürze flink über den Sitz und stellte ihn mit einem Ruck so energisch vor Ottos Lackstiefel, daß dieser ängstlich seine Füße in Sicherheit brachte.

„Setzen Sie sich, junger Mann," sagte sie dabei mit unverkennbarer Würde.

Otto blickte sie verblüfft an. Berta faßte sein Schweigen als Ausdruck geziemender Hochachtung auf. „Nehmen Sie nur Platz, Herr Weichensteller," wiederholte sie, mit der roten Hand herablassend schlenkernd.

Aber da brach klein Susi trotz ihres kläglichen Gewissens in ein so unaufhaltsames, befreiendes Lachen aus, daß Otto und die Tante, ob sie wollten oder nicht, in ihre Fröhlichkeit

mit einstimmen mußten. Und da nichts im Leben so rasch alle Schwierigkeiten löst, als guter Humor, konnte Otto jetzt auch im Handumdrehen seine Blumen los werden und seinen Hut wieder nehmen, Tante Amalie kräftig die Hand schütteln und Susi nicht minder kräftig ans Herz drücken... Und siehe, — es war alles, alles wieder gut.

Nur Berta rasselte den ganzen Nachmittag draußen mit dem Geschirr. Und vergebens zerbrach sie sich den Kopf, was der Mann da drinnen im Salon denn in Wirklichkeit war. Sie hatte ein einziges Mal, als sie vor etwa fünfzehn Jahren in Koblenz diente, einen Bewerber für sich und ihr Sparkassenbuch gehabt, einen stattlichen, zu den schönsten Hoffnungen berechtigten Witwer; bis eines Tages die totgeglaubte Frau mit drei Würmern an den Röcken und auf dem Arm der ahnungslosen Berta ihre Aufwartung machte, bei der es fast zu Tätlichkeiten gekommen wäre. Seitdem war Berta Männerfeindin geworden. Und während sie energisch den Kaffee mahlte, sah sie mit mißtrauischen Augen in Susis Zukunft.

Und dann kam das junge Paar zu Majors. Natürlich kannte Susi den künftigen Schwager und Schwägerin von Ansehen genau; aber gesprochen hatten sie noch nie miteinander, denn das Offizierkorps lebte völlig für sich.

„Hugos" hausten in einer netten, einstöckigen Villa draußen vor dem Tor, nicht weit von der Kürassierkaserne. Eben war das Abendbrot angerichtet. Otto hatte sich darauf gefreut, in wohlgesetzter Rede seine Susi vorzustellen. Aber kaum hatte drinnen auf die Meldung des Burschen eine Stentorstimme erstaunt: „Der Otto hier?" gerufen, als fünf jauchzende Kinder, von zehn bis zu vier Jahren herab, wie die Rotte Korah herausstürzten und an dem glücklichen Bräutigam hochkletterten, so daß er ein wohlgelungenes Pendant zur Laokoongruppe bildete; und als Hugo und Frau Klara nun auch herauskamen, konnte er nur in einigen mühsamen, schwachen Bewegungen verraten, daß noch Leben in ihm sei, während Susi sich ängstlich hinter den Knäuel von zappelnden Kindern flüchtete, in den sie ihren Schatz verstrickt wußte.

Aber schon hatte dieser in völliger Verkennung aller Onkelpflichten mit Frau Klaras

energischer Hilfe die fünf Rangen abgeschüttelt und konnte nun endlich seine kleine Braut geziemend präsentieren.

Susi klopfte vor dem riesigen Kürassier und der resoluten Offiziersdame das Herz. Aber ihre Besorgnis schwand rasch, als beide sie in schlichter Herzlichkeit aufnahmen, ihr viel, viel Glück wünschten, sie sofort duzten und an den einfachen Abendtisch nötigten.

„Weg mit dem elenden Alltagsstoff!“ rief jetzt der Major, die Bierflasche weit von sich fortschiebend. „Bubberke! Bub—ber—ke! Wo steckt denn der infame Kerl? Klara, du Geizkragen, jetzt hilft dir alles nichts, — gib nur den sorglich behüteten Kellerschlüssel heraus! Heut wollen wir uns nach alter Germanensitte die Nase begießen!“ Und er wollte sich über das empörte Achselzucken seiner Frau totlachen.

Als aber der Sekt vor ihnen perlte, hob er das Glas.

„Susi,“ sagte er warm, „kleine, liebe Susi, du bist ein süßes Ding. Sag mir nicht, was meine eifersüchtige Alte jetzt für ein Gesicht aufgesetzt hat, — das weiß ich allein. Soldaten machen nicht viel Worte. Aber du, liebes Mädel,

siehst mir viel zu hell und sonnig mit deinen blauen Guckerchen in die Welt, als daß du nicht fühltest, wie sehr meine Frau und ich schon jetzt dich in unser Herz geschlossen haben. Und du, mein Junge, — heut hast du deinem Bruder die größte Freude in deinem ganzen Leben bereitet. Und darum, ohne langes Reden: Gott segne euch beide, so wie er dieses Haus gesegnet hat! Möget ihr fest verbunden, in unerschütterlicher Liebe durch Leid und Freud, durch helle und dunkle Tage gehen, für viele Jahre und Jahrzehnte!“

Warum weinst du auf einmal, klein Susi? Ist es das Glück, das dich so weich macht? Oder ist ein finsterer Schatten plötzlich über dein junges Herz hinweggekrochen? Sieh, die Sommernacht ist so lind, goldig funkeln die Sterne, und die Gläser klingen so freudig zusammen . . .

Warum weinst du so herzzerbrechend, klein Susi?

Und kaum drei Monate später . . .

Ist das wirklich sie, Susi, die junge Braut in weißer, rieselnder Seide, in Schleier und Myrthe, die hier an ihres Gatten Seite den Mittelgang der Kirche unter Orgelklang hinaufschreitet? Und der Major mit Frau Klara, die Tante, Professor Benting und Hedwig, die vielen Herren in Frack und Uniform und Orden, die Damen in lichtem Schmuck, sind sie alle hier, weil sie, klein Susi, vor Gottes Altar ihrem Otto die Treue geloben will, bis daß der Tod sie scheidet? Gelten ihr die Worte des Geistlichen, die ihren Einsegnungsspruch aufnehmen, die laut und feierlich wie eine Verheißung durch den geweihten Raum klingen: „Ein fröhlich Herz, ein liebevolles Herz, ein sorgenfreies und ein friedevolles Herz . . .“? Sie der Mittelpunkt des Hochzeitsmahles, der Reden, Grüße und Glückwünsche, sie es, die morgen früh, Hand in Hand mit ihrem Manne, den Rhein hinauf dem Blütentraum der Riviera entgegenfahren soll?

Und dann zwei Menschenkinder, ganz allein, die in der lauen Oktobernacht ihre Herzen pochen hören . . .

Wie hat Tante Amalie doch für alles vorgesorgt, und wie ist klein Susi jetzt verlassen!

Gar lange hat die jungfräuliche Tante mit sich gerungen, wie sie ihre heiligen Pflichten als Pflegemutter erfüllen und Ehefragen berühren soll, von denen sie selbst schicklicherweise nichts ahnen darf und von denen sie tatsächlich auch nur einen höchst lückenhaften und unklaren Begriff besitzt. So ungewiß ist die Tante Amalie über das gewesen, was ihr zu tun obliegt, und wie sie dies am besten tut, daß sie sogar in einer schwachen Stunde die brave Berta ins Vertrauen gezogen hat. Und diese ist hierdurch in gleiche Verlegenheit geraten, wenn auch vielleicht aus wesentlich anderen Gründen. Für einen Moment sind wogende Felder und satte Wiesen, Erntekranz und Kirmes vor ihr aufgetaucht, rote wippende Röcke über schwarzem Samtmieder und blütenweißen kurzen Ärmeln, kecke Burschen mit zwingender Faust, die Pfeife zwischen den Zähnen, den Strauß am Hut. Da Berta es aber nicht für wünschenswert gehalten, diese ländlichen Erinnerungen aus

alter Zeit vor der Tante wieder aufleben zu lassen, so hat sie sich zunächst mit einigen geheimnisvollen Andeutungen begnügt, daß erst vor allen Dingen einmal nachgeforscht werden müsse, ob dieser Bräutigam nicht etwa schon mit Frau und Kindern behaftet sei, und daß ein „Schulmeister", der die Frechheit besitze, sich als Weichensteller aufzuspielen, ebenso auch zu jeder anderen Schandtat fähig sei.

Im Laufe der Zeit haben sich jedoch die beiden alten Mädchen gründlich ausgesprochen, und Susi hat in einem feierlichen Kriegsrat die Instruktion erhalten, daß sie sich an dem so ungemein kritischen Abend unter allen Umständen allein und im Dunkeln zur Ruhe zu begeben habe und ihren Mann auch nicht den geringsten Streifen von sich sehen lassen dürfe. Alle Strafen des Himmels und der Erde sind von der fanatischen Tante auf Susi herabbeschworen worden, wenn sie diese Weisungen vergäße, die Mißachtung ihres Gatten, eine zerrüttete Ehe, und — last, not least — ihres Schöpfers vernichtender Zorn!

Ach Gott, klein Susi hat sich ja auch schon Gedanken gemacht und deshalb Tante Amalies Weisheit mit frommem Schauer sich eingeprägt.

Und unter dem Schatten der tantlichen Grau-in-Grau-Fresken ist sie sich wie ein Bauernbursch vorgekommen, der als Rekrut, das Bündel in der Hand, mit bangen Ahnungen von Kriegsgericht und Pulver und Blei der Kaserne entgegenwandert. Nein, sie will keinen Zollbreit abweichen von dem vorgeschriebenen Wege der Tugend, auf daß ihr's wohl gehe und sie lange lebe auf Erden!

Und nun sitzt die kleine Susi in dem freundlichen Hotel ihrer Heimatstadt, in dem ihre Hochzeit gefeiert wurde, und weiß oben im dunkeln Zimmer nicht ein noch aus. Sie hat genau nach Vorschrift gehandelt, hat Otto streng verboten, ihr gleich zu folgen; sie will auch weiterhin so gern den Ratschlägen der Tante folgen, ganz heimlich ins Bettchen huschen und die Decke bis hoch an das Kinn ziehen, damit ihr Otto sie lieb behält, — aber ach! das Brautkleid ist hinten geschlossen, Taille und Rock, und sie kann sich drehen und wenden, sie kommt mit ihren kurzen Ärmchen an die unzähligen Druckknöpfe und Haken und Ösen nicht heran. Und die Zeit rinnt und rinnt, und drüben läuft ihr Otto immer wilder, immer verzweifelter umher, als wollte er noch die Nacht

zu Fuß nach Italien; und die Tante und Berta, die doch verpflichtet wären ihr zu raten und zu helfen, sind so fern von ihr, in Dämmerung versunken, als seien sie schon jahrelang von ihr getrennt. Sie überlegt, ob sie dem Mädchen klingeln soll; aber es ist schon zwei Uhr nachts, und sie schämt sich so, und möglicherweise kommt gar der Nachtportier im Negligé herein. So tut sie denn endlich, was sie nicht lassen kann, — mit einemal steht sie in der Stubentür, in ihrem hochgeschlossenen weißen Brautkleid, und bittet mit jämmerlicher Stimme, im erdrückenden Gefühl ihrer grenzenlosen Unsittlichkeit, in banger Angst, daß er sie nun verabscheuen wird und ihre Ehe am ersten Tage verpfuscht ist: „Männi, du mußt mir helfen!" Und schon will sie vor lauter Scham in Tränen ausbrechen. Aber als sie diesen scheußlichen Mann sich wie einen Verrückten vor Lachen ausschütten sieht, da werden auch ihr die Äuglein plötzlich wieder hell, und ohne Sträuben läßt sie sich mitten in die Stube, an seine Brust ziehen und küssen und herzen, und es dauert erschreckend lange, bis dieser ungeschickte Peter sein Werk vollendet hat. Und dann versinkt im rauschenden Strom junger, seliger Liebe die Tante und

Berta und die ganze, weite Welt da draußen. Und wieder ist alles, alles gut.

Und dann das Heim nach der Rückkehr, die kleine Villa am Bergeshang mit der breiten, zur Hälfte gedeckten Veranda, die auf die Stadt hinabblickt, unten die Wohnräume, Schlaf- und Studierzimmer, oben im Giebel Mädchen- und Fremdenzimmer und ein kleiner lauschiger Raum, in dem Susi ihr altes Stübchen wiederfindet . . . Und in der laubgeschmückten Haustür erwartet Berta sie, die treue Seele, die die Tante dem jungen Hausstand großmütig überlassen . . . Die gute Berta, die bei Susis Anblick vor Freude heult und die, als die kleine, neugebackene Hausfrau den nächsten Tag mit zaghaften Worten und verlegenem Gesichtchen die Hausfrau spielen will, mit Seelenruhe sie aus der Küche hinausschiebt und ein für allemal mit ihren derben, roten Händen die Zügel der Herrschaft ergreift.

Unendlich viel Dichterworte künden durch die Jahrtausende von der Liebe, die selbstlos dem anderen die Hände über den Weg breitet; aber keiner Sprache Kraft hat es je vermocht, die alles beherrschende, alles verklärende, überwältigende Liebe eines Menschenherzens zu erschöpfen.

Er blickte auf seine Susi mit staunend-ehrfürchtigen Augen, in überquellender, tiefinniger Freude, mochte sie wie ein Irrlicht auf kleinen, flinken Füßen durch das Haus huschen oder plaudernd hunderterlei Törichtes fragen, mochte sie, von all dem Herumwirbeln erschöpft, still in den Sessel geschmiegt, ein sehnsüchtig Liedchen vor sich hinsummen oder nachts tiefatmend, die Hände auf der Brust gefaltet, in ruhigem Schlummer liegen.

Er trieb Abgötterei mit ihr. Alles fand er entzückend an ihr; er suchte ihr die kleinste Sorge zu ersparen, las ihr jeden Wunsch von den Augen. Endlos lange konnte er des Abends ihre Hände in den seinen halten, die weißen

Händchen mit den durchschimmernden Adern, sie immer wieder bewundern und wie ein Verzückter küssen. Dann flüsterte er heiße Worte, Romeos glühende Verse: „Zwei Pilger, neigen meine Lippen sich . . .“, Othellos überströmende Liebe:

„Ein Wunder dünkt's mich, groß wie meine Freude,
Dich hier zu sehn vor mir . . . Gält' es zu sterben,
Jetzt wär's mir höchste Wonne; denn ich fürchte,
So volles Maß der Freude füllt mein Herz,
Daß nie ein andres Glück mir, diesem gleich,
Im Schoß der Zukunft harrt . . .“

Wenn aber Susi, die so gar keinen Sinn für sein Pathos hatte, endlich ihn leise abwehrend Zeichen von Ungeduld gab, saß er ganz still und wandte kein Auge von ihr. Und so oft sie unter seinem hartnäckigen Blick hochsah, fragte er mit stockender Stimme:

„Hast du mich lieb?“

Manchmal erwiderte sie: „Sehr!“, manchmal: „Ein wenig!“ oder auch: „Gar nicht!“, als ob sie Blumenorakel spiele. Aber bei jeder Antwort strahlte ihr die helle Liebe aus den blauen Augen.

Und immer fragte er noch einmal, drängend, als glaube er nicht an sein Glück:

4*

„Wirklich, Susi? Von ganzem Herzen lieb?“

Sie antwortete ihm mit einem langen, endlosen Kuß. Und überglücklich nahm er sie auf seine Arme, trug er sie wie ein Sieger vor sich her, bis sie ihn kläglich um Schonung bat. Dann brachte er sie an ihr Bettchen und zog sie wie ein Kindchen aus.

Sie lebten fast ganz für sich. Denn auch Bentings weilten nicht mehr im Städtchen; der Professor hatte eine Berufung nach Kiel angenommen und war mit Hedwig bei Beginn des Semesters nach dort übergesiedelt.

Ihre Ehe war sprichwörtlich geworden in der Stadt. Wie Sonnenschein ging es über die Züge der Studenten, wenn Susi im hellen Kleidchen, unter dem roten Sonnenschirm, der ihr liebes Gesicht mit warmem Schein übergoß, tagtäglich vor der Universität geduldig auf den Gatten wartete. Es war Komment geworden unter den Korporationen, sie zu grüßen; und wenn ringsum die roten, blauen, grünen Mützen sich vor ihr senkten, tranken die Augen der Burschen und Füchse das frohe Leuchten des Blickes, mit dem sie ihnen dankte. Alle kannten ihren Vornamen, brauchten nie einen andern. Einmal, zu Beginn des Wintersemesters, als

Otto sich beim Testieren verspätet und sie länger als sonst hatte warten lassen, machte ein blutjunges Füchslein entschlossen kehrt, eilte in den Hörsaal zurück und rief in hellem Eifer: „Herr Doktor, Frau Susi wartet schon lange draußen!“ Und niemand, selbst Otto nicht, fand das lächerlich, so undenkbar schien es, die süße kleine Frau mit anderem Namen zu nennen.

Der Herbst kam, ein wunderschöner, sonnenklarer Spätherbst. Ein Jahr war Susi nun schon verheiratet.

Eines Tages fehlte Susi vor der Universität.

Otto eilte mit Riesenschritten nach Haus. Er fand sie noch im Morgenkleid, aber ganz wohl und munter. Nur hatte sich vor einer Stunde plötzlich die Stube um sie gedreht, und es war ihr ganz elend und schlecht geworden. „Pfui baba!“ schloß sie ihren Bericht, sich noch jetzt vor Abscheu schüttelnd.

Acht Tage darauf, als Otto schon im Kolleg war, wiederholte sich bei ihrem Aufstehen das Übelsein. Aber diesmal nahm Susi sich vor, nichts davon zu erzählen. Sie hatte ein schlechtes Gewissen; sie wußte, daß sie gestern die ganzen

Pralinés aufgeknabbert hatte, die er ihr mitgebracht.

Während aber Susi sich noch herumquälte, kam Berta mit einmal in das Zimmer zu ihr, setzte sich groß vor sie hin, sah sich ruhig ihren Jammer mit an und sagte dann trocken:

„Na, Susichen, da wären wir ja so weit!"

Susi antwortete nichts, und zwar aus guten Gründen; sie hatte gerade vollauf mit sich selbst zu tun. Dann aber, als sie wieder Luft bekam, sah sie das Mädchen gekränkt an.

„Berta," sagte sie mit einem krampfhaften Versuch, ihre Hausfrauenwürde herauszukehren, „ein wohlerzogenes Mädchen sieht das nicht, wenn ihre Frau sich heimlich nach außen umstülpt."

Doch Berta blieb gegen Susis Tadel ganz unempfindlich. Ihr Gesicht war wie von innerer Freude verklärt, in ihren wasserblauen Augen lag eine Welt von heimlich-scheuer, verborgener Liebe.

„So'n lüttgen Dings," sagte sie nachdenklich, während sie immer wieder mit ihren roten Fäusten die blaue, steife Schürze über den Knien glatt strich, „so'n Flederwisch, wie du!"

Wenn Otto nicht da war, duzte Berta Susi

auch jetzt noch. Und Susi war heimlich betrübt gewesen, als ihr Mann, nachdem Berta dies auch vor Gästen frisch und fröhlich getan, sich dies mit ungewöhnlicher Entschiedenheit verbeten hatte.

„So'n Flederwisch wie du," sagte also Berta. „Hat der Mensch Worte?"

Susi wurde kribbelig. „Wenn du gestern ein ganzes Pfund Konfekt gegessen hättest, und 'nen halben Napf eingemachte Gurken hinterher," erwiderte sie kriegsbereit, „dann würdest du heute ebenso dran glauben müssen."

Berta schüttelte energisch den Kopf mit dem straffgezogenen sandfarbenen Haar. „Ich könnte ruhig ein oder zwei Zentner von dem Zeug futtern," sagte sie bestimmt, „mir würde so etwas doch nicht passieren."

„Dann hast du eben keinen gebildeten Magen," wehrte sich Susi, „dann hast du einen eisernen Topf unter der Lunge." Susi war sich zwar nicht ganz sicher, ob der Magen wirklich unter der Lunge lag; aber sie nahm mit einiger Berechtigung an, daß Berta es auch nicht besser wüßte.

Doch diese ließ sich auf Susis Angriff nicht ein. „Nein, das Mäuschen," philosophierte sie laut weiter, „'s ist nicht zu glauben!"

„Was hast du denn nur?“ zankte klein Susi, jetzt wirklich ein wenig aus dem Häuschen.

„Ich?“ antwortete Berta, ganz still, wie verzückt. „Gar nichts hab’ ich, Gott sei’s gedankt! Aber du —“ Sie schwieg einen Augenblick, dann aber fuhr sie mit seltsam zärtlichem Klang in der Stimme fort:

„Susi, kleine Susi, — ein Kindchen hast du, damit du’s weißt.“

Einen Augenblick herrschte Totenstille. Dann lachte Susi hell auf. Aber das Lachen stockte, schwand, erstarb. Und zwei große Kinderaugen blickten jetzt erschreckt zu dem Mädchen hinauf. Und ganz verängstigt und schüchtern klang ihr feines Stimmchen:

„Ein Kind . . ? Wieso denn, Berta?“

„Ich hab’ ja noch keins gehabt,“ antwortete Berta, als wollte sie sich ob dieses Mangels entschuldigen. „Aber meine Schwester, die Annemarie, die Schlossersfrau in Neuwied, die hat schon zwei gekriegt. Von der weiß ich es. Die hat nämlich genau so gewürgt.“ Und bedächtig schüttelte sie den Kopf. „Das ist keine Schokolade, Herzchen, nein, — das ist ein regelrechtes Susikindchen.“

Und Susi setzte sich still hin. Sie hatte

einige vage Vorstellungen, Erinnerungen aus ihrer Backfischzeit, wenn Freundinnen tuschelnd berichteten, wie daheim noch ein Baby angelangt sei; aber diese recht unklaren Berichte hatten das Märchen vom Klapperstorch doch noch nicht so ganz in ihr erstickt. Sie hatte niemand im Leben gehabt, der mit warmen, verständigen Worten sie in die Ehe geleitet hätte, sie hatte all das Neue, das in ihr Leben stürmte, hingenommen in Liebe und Vertrauen, in seliger Scham. Und auch jetzt scheute sie sich, zu fragen. Sie begriff ihre Lage nicht recht; nur unmerklich, ihr selbst unbewußt, regte sich leise in ihr das stolze Gefühl der werdenden Mutter.

„Berta," sagte sie mit betonter Wichtigkeit, hinter der sie ihre Unsicherheit zu verstecken suchte, „du darfst dann aber die nächste Zeit nicht ausgehen, damit ich nicht allein bin."

„Das wird sich schwer machen lassen, Susi," antwortete Berta, jetzt schon wieder ruhig und energisch. „Bis Juli kann ich doch hier nicht im Hause hocken."

Aber Susi hörte nicht auf sie. Schon war der sinnende Ausdruck von ihrem Gesicht gewichen, und helle Freude lachte wieder aus ihren

Augen. „Mama werd' ich," jubelte sie, „eine kleine Mama . . ! Und Männi, — wie wird der sich freuen! Männi als Papa! Ob er wohl etwas ahnt?"

Berta wandte sich an der Tür. „Wissen wird er's wohl kaum," antwortete sie, „aber wundern wird er sich wohl nicht!"

Und Susi blieb allein und wartete auf ihren Otto. In ihrem blonden Köpfchen, das zum erstenmal eine ganz, ganz feine Falte zwischen den Augenbrauen zeigte, wirbelte alles durcheinander. Sie sah eine winzige, mit hellblauer Seide ausgeschlagene Wiege vor sich, sah ein rosiges Bündelchen in blütenweißem Linnen, das bald vor Freude krähte, bald sich durch Schreien sein Recht forderte . . . Und das kam ihr alles so unglaublich, so drollig, so töricht vor, daß sie wieder hell auflachte, — gerade als Otto mit fliegenden Rockschößen in das Zimmer stürmte.

Vor ihrem perlenden Lachen glätteten sich seine besorgten Züge. „Dir fehlt nichts, Susi?" fragte er hastig, während er sich die feuchte Stirn trocknete.

Sie wollte ihm fröhlich ins Antlitz blicken. Aber plötzlich fiel es ihr wieder schwer auf das Herz: Was würde ihr Männi dazu sagen? Würde er nicht vielleicht doch verstimmt sein und zanken? Nie hatte er davon gesprochen, daß sie, Susi, ein Kindchen haben dürfte. Und zagend sah sie zu ihm auf.

„Du fühlst dich ganz wohl, Liebling?“ fragte er noch einmal.

Sie stockte. Dann faßte sie Mut. „Du Männi,“ stammelte sie, „denk' dir nur . . .“

Sie wollte ganz diplomatisch sein, wie sie es eben der Berta abgelauscht hatte. Aber ihr offenes, sonniges Wesen war dazu nicht geschaffen. Und mit bangen Augen stieß sie hervor:

„Du, Männi, — grüß Gott, Papa!“

Fragend, ungläubig starrte er sie an. Dann plötzlich, als er begriff, glitt er ganz langsam vor ihr herab, bis in die Knie. Er war ganz blaß geworden, so blaß, daß Susi entsetzt auf ihren Mann hinabblickte. Und mit zitternder Stimme fragte sie:

„Männi, um Gottes willen, — ist denn das wirklich so schlimm?“

Und die Wochen vergingen, schon kam die heilige Nacht, der lichtstrahlende Weihnachtsbaum. Eben öffnete Otto die Tür des Salons, als Susi plötzlich vor den flimmernden Kerzen haltmachte. Und sie faltete die Händchen über den jungen Leib, den Gott gesegnet, und sang mit ernstem Gesichtchen, andächtig zu dem Weihnachtsbaum aufblickend: Stille Nacht, heilige Nacht . . . Sie hatte eine klare Stimme, so hell wie Kristall, und doch so lind, wie Samt. Und Otto legte den Arm um seine kleine Frau und sang mit seinem rauhen Korpsbaß ernst das Lied mit, das unser aller Herzen erhoben und verklärt hat, während Berta gerührt, mit der blendend weißen Schürze sich die Augen trocknend, ab und zu einige Grunztöne dazugab, die mehr guten Willen als musikalische Begabung verrieten. Und als sie zu Ende waren, küßte Otto seine Susi in tiefer Bewegung.

Dann standen sie unter dem Weihnachtsbaum.

„Gott, Männi," sagte Susi nun ganz beklommen, „ich hätte dir so gern gezeigt, was ich für eine großartige Hausfrau bin. Und da habe ich dir ein Paar Strümpfe gestrickt. Furchtbar viel Wolle hab' ich gebraucht, solch ein

Riesenknäul; mein ganzes Taschengeld ist dabei draufgegangen. Denn ich mußte immer beim Stricken an dich denken, und da hab' ich ganz zu zählen vergessen. Und sieh nur einmal, nun sind sie im Fuß unglaublich lang geworden, besonders der linke, — beinah so lang wie deine Susi. Aber Berta meint, sie laufen noch ein. Und was meinst du, ob du vielleicht nicht noch wächst?"

Und jetzt erst sah sie neben sich einen Tisch, einen großen Tisch, und hinten auf ihm, an die Wand gelehnt, von Ottos Hand geschrieben, ein riesiges Plakat: Für unser Baby! Frau Klara hatte auf Ottos Bitten für alles gesorgt. Und als Susi die winzigen Häubchen und Jäckchen erblickte, die ihres Kindchens in stummer Verheißung harrten, da lachte und weinte sie, immer durcheinander, in demütig dankbarem Glück, da entschleierte sich ihr zum erstenmal ganz das Mysterium der Mutterschaft, und selig schlang sie die Arme um den Vater ihres Kindes.

Sie hegten und pflegten und verwöhnten sie. Und allmählich wuchs sie ganz in ihre neue Würde hinein. Schon sah man ihr an, daß sie gesegnet war. Sie schämte sich in der Öffentlichkeit ihres Zustandes; und doch tat es ihr wohl, wenn die roten, blauen, grünen Mützen immer tiefer vor ihr herabsanken, die sonst so leichtherzigen Studenten den teilnehmenden Blick über sie gleiten ließen, wenn ein Schimmer von Ehrerbietung, von verhaltener Sorge in ihren Augen ihr huldigte, als grüße die Alma Mater selbst die liebliche Mutter.

Es war Anfang Juli, als Susi abends heftige Schmerzen bekam. Schon wollte Otto zur Stadt hinabstürmen, als der Anfall wieder verging.

Vierzehn Tage darauf wachte er nachts von ihrem Stöhnen auf. Er warf sich eilig in die Kleider und machte Licht.

Er sah seine Susi blaß in den Kissen liegen, hellen Schweiß auf der Stirn.

Aber sie wollte nicht, daß er vielleicht umsonst ihr seine Nacht opferte. „Wenn ich schreie, Männi, ist 's Zeit genug," sagte sie, „dann kannst du gehn."

Eine Stunde warteten sie. Immer häufiger, immer fester biß Susi die Zähne zusammen, trocknete sie sich das feuchte Antlitz. Dann sagte sie plötzlich, nach einem neuen, heftigeren Krampf:

„Jetzt geh, Männi, Baby kommt."

Er weckte Berta und stürzte fort. Es war eine warme, regnerische Sommernacht. Während er den Berg hinab in das Städtchen eilte, fing es an zu gießen. An der Hauptkirche fand er endlich einen einsamen Wagen. Eine halbe Stunde später war er in Begleitung der weisen Frau wieder daheim.

Und Susi rang die ganze, lange Nacht, ohne Klage, wie eine kleine tapfere Heldin. So oft die Schmerzen nachließen, blickte sie unter ihrem nassen Haar mit hellen Augen zu ihm auf. Keinen Augenblick ließ sie seine Hand los. Und als dann schließlich doch ihre Kraft zu versagen drohte, als sie plötzlich jammernd aufschrie, sich verzweifelt an seinen Arm klammerte, als müsse er ihr helfen, da drang auch schon

ein leises, klägliches Stimmchen durch den Raum.

Ein Kindlein war ihnen geschenkt. Ein Knabe war's.

Sie badeten ihn, legten ihn in das Kissen und banden ihm mit rotem Seidenband um das winzige Handgelenk einen kostbaren Ring, den Otto schon vor Wochen gekauft, um der jungen Mutter eine Freude zu bereiten. Und sie zeigten ihr den Knaben. Immer wieder sagte Otto: „Sieh nur die süßen Fäustchen!“, aber Susi sah nichts, als den kleinen rosigen Burschen mit dem spitzen Kopf, der einem Zuckerhut glich. Dann aber entdeckte sie schließlich doch den Ring, lächelte ihren Otto dankbar an und reichte ihm müde die Lippen zum Kuß.

Eine Stunde darauf schlief Susi fest und tief. Es war alles gut gegangen.

Sie füttern sie mit Süppchen und Täubchen, und nach und nach mit allem, wonach ihr Herz begehrt. . . Oft spielt der Draht nach der Großstadt, um seltene Dinge, die Susi auf Ottos Drängen sich wünscht und die im Städtchen nicht zu haben sind, für sie zu beschaffen,

Hummer, Forellen, vor allem Kaviar, den Susi so sehr liebt. Mit frohem Lachen füllt sich das Wochenzimmer, und schon darf Berta die Rekonvaleszentin aufnehmen und auf das Sofa betten. Wenige Tage darauf macht Susi ihren ersten Gehversuch; voll Stolz zeigt sie ihrem Otto, wie schön sie schon wieder laufen kann. Ganz leicht ist sie angezogen, damit sie nicht fällt; sie trägt schwarzseidene Höschen, braune Strümpfe und Schuhe, dazu ein weißes geschlossenes Spitzenhemdchen mit weinrotem Band um den Hals. Wie ein herzlieber Bub sieht die junge Frau so aus, während sie vorsichtig, mit tastenden Schritten und ängstlich vorgestreckten Händen um den Divan herumgeht.

Nie hat Otto Haardt dieses Bild seines jungen, genesenden Weibes vergessen.

Er ist musikalisch. Und wenn sie abends wieder zur Ruhe gegangen, spielt er ihr noch ein Weilchen am Klavier alle die Melodien vor, die sie liebt, Tanzweisen und Studentenlieder. Stets schließt er mit ihrem Lieblingslied: „Der Sang ist verschollen, der Wein ist verraucht . . .“ Und von ihrem Bettchen klingt ihre feine, zarte Stimme zu ihm:

„Und sie küßt mich und drückt mich und lacht so hell . . .“

Aber während er spielt, sieht er mit ernsten Augen ins Weite. Denn immer wieder sitzt ihm eine unerklärliche, unerbittliche Angst im Herzen, wie Furcht vor dem Neide der Götter, eine dumpfe Beklemmung, die ihn sich selbst einen Narren schelten läßt, die er niemand gesteht und nur mühsam hinter zuversichtlicher Ruhe verbirgt.

Es ist ein Freitag mittag, fast drei Wochen nach der Geburt des Kindes. Susi ist eben aufgestanden; sie freut sich wie ein Kind darauf, zum erstenmal heut wieder zu Tisch in das Eßzimmer kommen zu dürfen. Vorher jedoch soll sie noch die vorgeschriebene Zeit gehen, heut schon eine ganze Viertelstunde.

Plötzlich aber, als sie pflichtgetreu hin und herwandert, sieht Berta, wie sie mit einmal den Fuß seltsam schleppen läßt, wie sie taumelnd gegen Stuhl und Tisch stößt. Und ehe Berta hinzuspringen kann, liegt Susi schon am Boden, die ganze rechte Seite gelähmt.

Auf Bertas Rufen stürzt Otto herbei. Er hebt sie auf das Bett und tröstet die Weinende, die immer wieder mit großen, ratlosen, ver-

ängstigten Augen fragt, was denn mit ihr gegeschehen sei.

Der Arzt, ein berühmter Mediziner, die Zierde der Universität, kommt und gibt gute Hoffnung. Auf Ottos Drängen spricht er flüchtig von einem winzigen Gerinsel, das sich losgerissen, mit dem Blute kreisend in das Hirn geraten ist und dort normalerweise wieder aufgesaugt wird.

Eine Pflegerin vom Roten Kreuz kommt, Schwester Philippine; untersetzt und rund, mit freundlichen Augen und herzigem Wesen, gewinnt sie im Sturme sich Susis Herz.

Als Otto ihr zum Willkomm die Hand reicht, sagt er, wiederum von seiner unbestimmten Angst ergriffen, bittend: „Liebe Schwester Philippine, nun pflegen Sie mir mein kleines Frauchen recht bald gesund!“ Und fröhlich antwortet sie: „Das will ich, Herr Doktor.“

Und wirklich gehen von Tag zu Tag die Lähmungserscheinungen zurück. Schon kann Susi Hand und Fuß wie sonst bewegen, und wieder herrscht Hoffnung und Frohsinn im Krankenzimmer.

Am Freitag, acht Tage nach dem Lähmungsanfall, setzen über Nacht furchtbare, unerträg-

liche Kopfschmerzen ein; als sie am Morgen endlich weichen, lassen sie die junge Mutter schwer erschöpft zurück. Der Sonnabend vergeht ohne Zwischenfall, der Sonntag kommt, wieder scheint alles gut zu werden.

Aber am Sonntag nachmittag, als Otto sich eben ein wenig zur Ruhe gelegt hat, weckt Schwester Philippine ihn; Susi hat plötzlich begonnen irre zu reden. Er springt auf und eilt zu ihr hinein. Vergnügt sitzt sie im Bett, zierlich geputzt. „Denke dir, Männi," ruft sie ihm fröhlich entgegen, „eben hab' ich ganz dummes Zeug gesprochen."

„Und warum tust du das, Liebling?" fragte er, während sich ihm das Herz zusammenschnürt.

„Ich weiß nicht," antwortet sie ihm, völlig unbefangen und heiter. „Es machte mir Spaß."

Ihre gute Laune beruhigte ihn wieder ein wenig. Aber zugleich fällt es ihm auf, daß die Schwester mit einmal, wenn sie sich unbeachtet glaubt, so seltsam ernst blickt.

Er weicht nicht von Susis Bett, den ganzen Nachmittag, immer Hand in Hand mit ihr.

Plötzlich sieht er, wie sie am Bett zupft, wie sie den Zipfel der Decke sich tief in den Mund

stopft. Er wehrt ihr, und wieder fragt er: „Warum tust du das?“

Sie sieht ihn verständnislos an, sich sichtlich mit Nachdenken quälend. Dann antwortet sie wie vorher, nur gleichgültiger: „Aus Vergnügen.“

In Otto kriecht wieder die Angst hoch. Er bittet den Arzt zu kommen . . . Wie wortkarg ist doch mit einmal der alte Geheimrat! Nur beim Abschied sagt er flüchtig, als sei es ein momentaner Einfall:

„Wenn Sie über Nacht telephonisch mit mir Verbindung behalten wollen, — ich stelle anheim. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir Fieber bekommen.“

Der erste Sturmvogel ist aufgeflattert . . .

Und die Sonntagnacht sinkt herab. Otto kann sich nicht entschließen, Susi zu verlassen; er sendet die Schwester fort und verspricht, sie um zwei zu wecken. Im Dunkel sitzt er auf dem Diwan, immer wieder gespannt nach der Kranken horchend.

Um zwölf wird sie unruhig, spricht leise vor sich hin. Er macht Licht. Dann beginnt wieder das Irrereden, immer lauter, immer ängstlicher. Bei jedem heftigem Wort, bei jedem Schrei

schlägt Otto das Herz bis in den Hals hinauf. Vergebens beugt er sich über sie, sucht er sie zu beruhigen. Warum ruft sie nur immer: Hurra, hurra, hurra!, sie, die kleine, schüchterne Frau? Warum sieht sie Flammen tanzen, Glühwürmchen an der Decke schwirren und braune Zwerge sich um den Kronleuchter jagen? Warum glaubt sie im Luftschiff zu fliegen und will sich totlachen, daß die „liebe dicke Pine“, wie sie die Schwester von Anfang an gerufen, vergeblich in die tanzende Gondel zu springen sucht? Warum singt sie jetzt mit lauter, schallender Stimme: „Nun ade, du mein lieb' Heimatland?“ Ist er es denn wirklich, er, Otto Haardt, der immer wieder in Herzensqual, mit vom Schluchzen zerrissener Stimme auf sie einspricht, tröstend, beruhigend, während ihr Auge so seltsam starr, fast feindselig zu ihm aufblickt?

Um zwei Uhr kommt Schwester Philippine und schickt ihn zur Ruh. Kaum aber graut der Morgen, als er aus unruhigem Schlafe hochschreckt und in das Krankenzimmer eilt.

Susi ist wieder klar, aber auffallend matt. Nur ab und zu spricht sie, mit Anstrengung, als gehorche die Zunge ihr nicht mehr recht:

„Männi?“

„Ja, mein Liebling.“

Lange Pause. Und nochmals, fast unverständlich:

„Männi . . .?“

Sie will ihm sichtlich etwas sagen. Hat sie nicht mehr die Kraft dazu?

Er beugt sich fragend über sie. Sie hebt schweigend die Hand, drückt die seine, lange, ohne loszulassen.

Der Mittag kommt. Sie versuchen, ihr Weißbrot mit Kaviar zu geben. Sie greift nach der Zitrone, um sie zu essen, und als sie diese fortnehmen, kaut sie und kaut und stopft immer wieder neue Schnittchen hinein, ohne schlucken zu können. Der Speichel fehlt.

Sie geben es notgedrungen auf. Der Arzt kommt; stumm steht er an ihrem Bett und blickt auf sie nieder. Mit einmal sagt Susi, deutlicher als bisher, zu ihm:

„Mir wird so dunkel vor den Augen, Herr Geheimrat, — ich sterbe doch nicht?“

Otto fühlt, wie ihm das Herz vor Schreck fast stillsteht.

„Liebe gnädige Frau,“ antwortet der Geheimrat, jetzt mit freundlichem Lächeln, „davon

dürfen Sie in fünfzig oder sechzig Jahren mit Ihrem Arzte reden."

Aber draußen im Flur spricht er ein ernstes, schweres Wort, ein Wort, das Otto wie eine Kugel mitten in die Brust trifft:

„Gefahr . . ."

Wie ein Gespenst geht das Wort durch das Haus, erstickt es alles Licht in schwarzem Schatten, grinst es aus jedem Winkel und schnürt die Herzen zusammen. Warum sehen sie alle ihn so unheimlich an, die Schwester, Berta, mit scheuen, von Tränen entzündeten Augen, in deren Tiefe etwas Unmögliches sich birgt?

Gefahr? Gefahr . . .? Sein Kopf begreift es nicht. . . Sein junges Weib, seine Susi, sein ganzer Sonnenschein in Gefahr?

Mit starren Zügen, mit geschwollenen Lidern, wie versteinert sitzt er an ihrem Bett. Und nur die Lippen bewegen sich zuckend, als schreie er empor zu dem Herrn über Leben und Tod um Hilfe, um Gnade und Erbarmen.

Und wieder sinkt die Nacht, die Nacht vom Montag zum Dienstag. Susi liegt still. Nur bisweilen summt sie vor sich hin, ohne Zusammenhang, abgebrochene Töne. Beständig hält sie die Augen auf die kleine Uhr auf ihrem

Nachttisch geheftet; wenn sie mit Singen aufhört, verfolgt sie die Zeit.

„Männi . . . Sechs Uhr zehn.“

„Ja, Susi.“

„Männi . . . Sechs Uhr zwölf.“

„Ja, mein Herz . . .“

Er ist zu Tode erschöpft, blaß wie ein Gespenst. Um elf schicken sie ihn ins Bett; Berta und die Schwester teilen sich in die Nacht.

Er kann nicht schlafen. Zehn-, zwanzigmal läuft er auf nackten Füßen, halb bekleidet, um an Susis Tür zu lauschen.

Kein Laut . . .

Gegen Morgen fällt er in tiefen, traumlosen Schlummer.

Am Dienstag früh, als er zu Susi hineinkommt, prallt er zurück. Wer ist die Frau, die dort in den Kissen liegt, bleich, von rieselndem Schweiß bedeckt, mit verschleierten Augen und geöffneten Lippen? Er wagt die Schwester nicht anzusehen, er fürchtet sein Schicksal aus ihrem Blick zu lesen. Er stürzt hinaus, in den fernsten Winkel seines Zimmers; und dort, hinter verschlossenen Türen, das Taschentuch zwischen den Zähnen, schreit er auf, schreit er immer wieder, als bräche Wahnsinn in ihm aus,

wie ein armer Sünder, an dem die Henker ihre Wut auslassen.

Der Geheimrat kommt.

Und er spricht das entscheidende Wort, leise, mit festem Händedruck, von Mann zu Mann:

„Keine Hoffnung . . .“

Wie ein Verstörter geht Otto wieder hinein, um seinem Weibe bis zum bittern Ende die Treue zu halten.

Sie geben ihr Gelees, die sie mit Mühe noch schlucken kann. Ab und zu fragt er tonlos:

„Willst du Milch, mein Liebling?“

Mit lallender, fast unhörbarer Stimme antwortet sie fügsam:

„Ja.“

. . . .

„Willst du Tee?“

„Ja . . .“

Und unaufhörlich schreit sein Herz: Susi stirbt! Meine Susi stirbt!

Immer stiller wird sie. Nur die Hand sucht sie noch zu heben und ihm zu geben.

Ist es Morgen, ist es Mittag? Er weiß es nicht mehr. Er lehnt jede Stärkung ab, so sehr ihn die Schwester auch bittet.

Am Abend kommt der Geheimrat wieder.

Susi erkennt ihn nicht. Er sagt kein Wort mehr. Aber als er sich zum Gehen wendet, kehrt er noch einmal um. Und er tritt an das Lager der jungen Frau, beugt sich zu ihr hinab und wünscht ihr liebreich, mit bewegter Stimme gute Ruh.

Der Arzt, der Fürst der Wissenschaft, beugt sich vor der Majestät des Todes.

Dann kommt die letzte, lange Nacht.

Otto sendet sie alle fort, auch die Schwester. Er hält allein die Wacht.

Stundenlang liegt Susi reglos, als sei das Leben schon entflohen. Dann wird sie unruhig. Und mit einmal sagt sie laut und klar:

„Du bist mein, ich bin dein . . .“

Und ganz leise, nach langer Pause, wie verträumt, als durchlebe sie noch einmal die seligen Stunden junger Liebe, wiederholt sie leise:

„Du bist mein . . .“

Es war ihr letztes Wort.

Der Morgen steigt herauf, fahl und grau. Sie liegt nun schon stundenlang regungslos, ohne Laut. Aber der Puls steigt und steigt: hundertfünfzig, hundertfünfundfünfzig, hundertsechzig . . .

Sie beginnt schwerer und schwerer zu atmen. Und langsam, unerbittlich verändern sich ihre Züge, legen sich tiefe, dunkle Schatten um Mund und Augen.

Und jetzt, während sich sonnenklar der Tag durch den Nebel ringt, die ganze Natur prangend erwacht, die Vöglein jubelnd ihr Liedchen zwitschern . . . Herr im Himmel, was ist das nur, dieses schaurige Rasseln, dieses hohle Röcheln, als grüben sich schwere Feilen durch knirschendes Eisen? Vergebens sucht die Schwester Otto hinauszuführen, er wehrt sich, er bleibt, die entsetzten Augen auf sein junges Weib gerichtet, auf seine Susi, die dort allein den letzten Kampf kämpft, der niemand helfen kann, keine Wissenschaft, keine Macht auf Erden, keine Liebe, auch er nicht, der sie doch immer auf Händen getragen, der jedes Leid von ihr abgewehrt, auf den sie vertraut hat, wie auf den lieben Gott. Die Minuten kriechen, Ewigkeiten voller Qual. Immer lauter, drohender das Rasseln, der Siegessang des triumphierenden Todes. Und in der gemarterten Seele des Mannes, der sein ganzes Lieben und Hoffen vor sich in Trümmer sinken sieht, lebt jetzt nur noch ein einziger Wunsch, ein unablässiges Ge-

bet: „Herr, erbarme dich ihrer, gib ihr ein rasches Ende!“

Stunden vergehen . . .

Plötzlich verstummt das Röcheln. Ganz leicht geht jetzt ihr Atem, so lind und weich, wie Susi selbst im Leben gewesen ist.

Ein Hoffnungsstrahl durchzuckt ihn. Kein Arzt, der nicht irren könnte! Wer weiß, ob nicht die Krisis überwunden ist!

Gespannt beugt er sich über sie.

Aber ein einziger Blick in ihr jäh, unheimlich verändertes Gesicht, in die schon völlig gebrochenen Augen, von denen unter den herabgesunkenen Lidern nur noch das Weiße zu sehen ist, läßt ihm das Blut erstarren, wirft ihn an ihrem Bett nieder, weinend, wimmernd, verzweifelt stammelnd: „Tu's nicht, Liebling, geh nicht von mir, du mein Glück, du mein Leben!“ Und jetzt, — was werden die Lippen so blau und der Atem so still . . .? Mein Gott im Himmel! Schreiend, jammernd beugt er sich über sie. Wie von Krämpfen geschüttelt, weiß er mit einem Schlage: In dieser Sekunde ist der Tod zwischen sie getreten, zwischen Mann und Weib, der Tod, von dem die Menschen so leichthin sprechen und dessen Anblick sie doch alle

erbleichen macht, — in dieser Sekunde hat er mit krallender Faust Glück und Liebe und Hoffnung zweier Menschen grausam erwürgt.

Schwankend erhebt er sich. Ist das seine Susi, die Frau dort mit den nachtumschatteten Augen und den tiefen Falten im Antlitz, dem wirren feuchten Haar und offenen Mund? Dies sein Weib mit den lachenden Kornblumenaugen, deren Stimme vor wenig Tagen noch so froh und sonnenhell durch das Haus klang? Das die Lippen, die ihn so oft geküßt, purpurrot, wie die Blätter der Rose?

Den blanken Schrecken in den weit aufgerissenen Augen, die er doch nicht von der Toten zu lösen vermag, Schritt für Schritt, stolpernd, taumelnd, weicht er zurück. Und ohnmächtig schlägt er zu Boden.

Die nächsten Tage, ein wüster Alpdruck, ein unbegreifliches Chaos . . .

Er sieht sich den Berg hinabgehen. Und die Bäume raunen ernst: Klein Susi ist tot!, und die Blümchen am Wege nicken betrübt im Winde: Unsere Susi ist tot! Und er begreift nicht, daß alles genau noch so aussieht, wie sonst, daß die Sonne vom blauen Himmel lacht; weiß sie denn nicht, daß Susi dort oben liegt, ganz still, ganz blaß, ganz allein?

Er sitzt im Standesamt und stiert auf die graue, mit Verordnungen bedeckte Wand, auf das riesige Buch vor dem Beamten, der ihn mit tiefem Mitleid schonend, als trauere er selbst, befragt.

„Jawohl, — Maria Martha Susanne . . . Nein, beide Eltern sind tot . . Das Begräbnis? Begräbnis . . ? Ach so, gewiß, hier im Ort . . .“

Er ist wieder daheim, ohne sich klar zu sein, wie er durch die Stadt gegangen, den Berg hinaufgekommen. Er entsinnt sich dunkel, daß

einer seiner besten Freunde, ein Baumeister und Korpsbruder, ihn auf der Straße plötzlich fröhlich auf die Schulter schlug: „Holla, alter Junge, wie geht's? Was macht Frau Susi?", wie er vor seinem blassen Gesicht, vor der tonlosen Antwort: „Susi ist tot!" zurückgewichen ist, in hellem Schreck, mit tausend Entschuldigungen und Versicherungen seines Beileids, um dann, wie vor sich selbst entsetzt, förmlich zu fliehen.

Ein Herr in Trauer meldet sich bei Otto, das glatte freundliche Gesicht in berufsmäßige Falten gelegt. Er verspricht, alles für den Todesfall Nötige, aber auch alles zu besorgen. Mechanisch antwortet ihm Otto: „Das Sterbezimmer als Trauerraum? Bitte ja . . . Der Sarg? Recht schön, bitte, so schön wie nur möglich . . ." Und während der Mann weiter zu ihm spricht und ihn fragt und schreibt, grübelt Otto in sich hinein: Sie war ja selbst so schön und lieb, so jung und froh, — sie soll es so herrlich haben, wie Menschenmacht es nur vermag. Ihm ist, als könnte sie noch alles sehen, sich an allem erfreuen, was ihr zu Ehren geschieht . . . „Blumen? Viel Blumen, soviel als möglich. Und Palmen bitte . . . Sie liebte die

Blumen ja über alles ..." Wie ein Krampf steigt es in ihm auf. Er wendet sich ab, er stammelt: „Seien Sie mir nicht böse. Ich . . . ich kann nicht mehr!"

Und er geht und schneidet die Blumen ab, die sie so sorgsam gepflegt, die Pelargonien und Geranien, und streut sie auf ihr Totenlinnen, das unter den frischen köstlichen Rosen schon fast verschwindet, mit denen er sie gestern geschmückt hat. Nebenan hört er das Weinen des Kindes und Bertas beschwichtigende, vom Jammer erstickte Stimme.

Keine Träne findet er. Aber wie glühende Kohlen brennen ihm die Augen. Schwester Philippine redet ihm zu, sich bei Kräften zu erhalten, etwas zu genießen, zu schlafen. Er blickt sie gequält an:

„Ich kann nicht, Schwester . . ."

Und sie kommen mit dem Sarg, stellen im Sterbezimmer ein Podium auf, decken ein großes schwarzes Tuch darüber. Die Wände und Spiegel verhängen sie, alles lautlos, mit kaum geflüsterten Worten. Und die Tote scheint im Luftzug leicht das blonde Haupt zu schütteln, als frage sie erstaunt: Was machen die fremden Männer hier nur?

Er tritt an das Bett heran und hebt sie auf seinen Armen auf, hebt sie zum letzten, allerletzten Male auf, wie er sie so oft, jubelnd im Glück, vor sich hergetragen hat. Aber diesmal lacht sie nicht fröhlich auf, schlingt nicht die Arme jauchzend um seinen Hals; hilflos sinkt das Köpfchen ihm auf die Brust, als sei Susi müde, so schrecklich müde.

Er bettet sie in den Totenschrein, liebevoll, wie man ein schlummerndes Kind zur Ruhe bringt. Und er legt die Blumen alle um sie herum, Rosen und Pelargonien und Geranien.

Wie Schneewittchen sieht Susi jetzt aus, mit ihrem kleinen blassen Kindergesichtchen. Aber kein Königssohn kann sie erwecken.

Sie wollen Otto fortführen; er weigert sich, doch sie bestehen darauf.

Noch einmal küßt er die schaurig kalte Stirn, die an den Schläfen schon einzufallen beginnt. Auch jetzt weint er nicht. Lange steht er vor ihr, zum letzten Mal mit aller Kraft seiner Augen ihr Bild sich einprägend. Und ganz leise, als sollte nur sie es hören, sagt er innig:

„Hab' Dank, klein Susi, Dank für alles, für jedes Lächeln, für all das Glück!"

Sie tragen den geschlossenen Sarg den Gang

entlang, über die Stufen, die Susi so oft mit leichten Füßen hinein- und hinausgehuscht ist. Er steht beiseite. Berta und die Schwester sind bei ihm, er weiß es nicht. Nur seine Lippen flüstern: „Nun geh mit Gott, mein Liebling du!"

Und wieder ein Tag, eine lange, wirre Nacht, und wieder ein Tag. Dann der Kirchhof, die Kapelle, eine Fülle von Menschen, alle die Kollegen, — er weiß kaum, woher sie kommen, was sie hier wollen. Am Rande des Weges, zwischen den Grabdenkmälern leuchten die bunten Mützen, rote, blaue, grüne, die jungen Kommilitonen, die gekommen sind, Frau Susi zu ehren. Neben ihm steht in Koller und Stahlhelm sein Bruder Hugo, Frau Klara, Tante Amalie, bei ihnen Hedwig und Professor Benting aus Kiel. Kaum besinnt er sich, daß sie schon heute morgen bei ihm waren . . .

Kerzenschimmer. In Kränze und Palmen gebettet der Sarg vor ihm, der ihn schon so vertraut und doch so fremd anblickt. Dort drinnen soll seine Susi ruhen? Er will Susi fragen, Susi wird es wissen . . . Aber Susi ist ja gar nicht hier, Susi liegt doch unter dem wuchtend schweren Sargdeckel, kaum einen Schritt weit, und doch ferner von ihm, als die ewigen Sterne da oben . . .

Laut erhebt sich die Stimme des Geistlichen. Einen Augenblick schießt es Otto wie ein Schrecken durch den Kopf: Wenn sie nicht tot war, wenn sie noch lebte? Wenn sie jetzt da drinnen mit aller Kraft ihrer zarten Glieder gegen das Ersticken rang? Hatte der Geheimrat sich nicht getäuscht? Aber auch dann war ja alles schon längst vorbei ... Worte hallen an seinem Ohr vorüber, die er nicht begreift: Von einem kurzen, aber unsäglichen Glück, von einem unschuldigen Kindlein, dem letzten Geschenk, dem Vermächtnis der teuren Toten ... Von einem unerforschlichen Ratschluß des Vaters da oben, höher als alle Vernunft, vor dem wir Menschen uns demütig beugen müssen, von der unendlichen göttlichen Liebe, die diese junge Seele aus irdischem Jammertal zur Verklärung geführt ... Und immer weiter in endlosem Fluß, hohle Worte, tönendes Erz und klingende Schellen.

Laut hallt das Amen durch den Raum. Ein Augenblick, in dem alles den Atem anzuhalten scheint, dann der herzbeklemmende Abschiedsgruß:

„Der Herr segne dich und behüte dich ...“

Ein Raunen, ein Sicherheben, ein Zurück-

weichen. Fremde Menschen . . . Warum nur immer diese finsteren Männer um Susi herum? Und jetzt hebt sich der Sarg, schwankt . . .

„Im Namen Gottes!"

Ein dumpfes, todwundes Aufstöhnen des Mannes; kalte Schauer gehen ihm über den Rücken, als stehe er splitternackt im peitschenden Hagel, als würde ihm jeder Nerv langsam, grausam herausgedreht. Er schwankt. Ein fester Griff des Majors, der vergebens seine Kommandostimme zu dämpfen sucht: „Haltung, Otto, zum Donnerwetter!" Dann steht er wieder aufrecht. Und aufrecht bleibt er bis zum Ende, bis die Schollen auf seine Susi poltern, bis man ihn wieder heimführt in sein verlassenes Haus. Nur in den Augen, die leer und starr, wie die eines Toten blicken, glimmt etwas Irres, Stumpf-Verzweifeltes.

Im Flur des Hauses steht Berta, die um des Kindes willen daheim geblieben ist. Sie trägt es im Arm.

Er nimmt den Knaben, der noch nichts weiß von seinem toten Mütterchen, und küßt ihn lange und innig. Und zum erstenmal in diesen bitterschweren Tagen löst sich sein Schmerz in heißen Tränen.

Am nächsten Morgen tauften sie in stiller Feier das Kind; es erhielt nach seinem Großvater Haardt den Namen Erich.

Dann reisten sie ab. Der Major und Frau Klara mit der Tante Amalie; Schwester Philippine, die schon seit Monaten zur Begleiterin einer jungen brustschwachen Komteß nach Meran bestimmt war; und endlich Hedwig mit ihrem Vater, der mit dieser Reise ein wirkliches Opfer gebracht, da seine Gicht sich seit kurzem auf die Nieren geworfen hatte und ihm viel zu schaffen machte.

Innerhalb einer Stunde fuhren sie alle mit den Abendzügen fort.

Und Otto war ganz allein.

Sein Bruder Hugo hatte ihm dringend eine Reise angeraten. Otto versprach es auch; aber er wußte, er war nicht fähig dazu.

Denn er lebte unter dem beständigen, unüberwindlichen Zwange, die Gegenwart mit den quälenden Bildern der Vergangenheit zu erfüllen.

Immer wieder, unablässig, Tag um Tag, Woche für Woche, verfolgte er, oft mit der Uhr in der Hand, die bitterschweren Stunden ihres Leidens und Sterbens. Heute vor vierzehn Tagen lag sie gelähmt, hilflos weinend am Boden, mitten aus der jubelnden Freude heraus, zum erstenmal wieder den Platz der Hausfrau am Tisch einnehmen zu dürfen. Wieder blickte er in die großen blauen, verängstigten Augen ... Jetzt vor drei Wochen, am Sonntag nachmittag, genau um vier, begann sie irre zu reden, um dann fröhlich und hell über das „dumme Zeug" zu lachen ... Sechs Uhr, — sie zupft an ihrem Bettchen, stopft sich die Decke in den Mund ... Die Nacht sinkt. Er fährt fröstelnd zusammen. Rief da nicht eine Stimme: „Hurra, hurra, hurra"? Montag zwölf Uhr ... Sie kann nichts mehr essen ... „Mir wird so dunkel vor den Augen ..." Der bitterschwere Dienstag steigt herauf, dessen Morgen die furchtbare Entscheidung, dessen Abend ihr letztes Wort brachte: „Du bist mein ..." Und Tag für Tag, Stunde um Stunde durchwandert er den Passionsweg, sieht er das blasse, entstellte, heiße Gesichtchen, klingt ihm das Röcheln ins Ohr, küßt er den letzten Atemzug von ihren

Lippen. Durch die geschlossenen Türen hört er die Lötlampe zischen, den Sarg schließen. Die Kapelle mit ihrem betäubenden Blütenduft taucht vor ihm auf . . . „Haltung, Otto, zum Donnerwetter!“ Und dann wieder der Freitag, an dem sie gelähmt, weinend am Boden liegt . . .

Und während er so in rastlos kreisenden Bildern Susis Scheiden immer von neuem durchlebt, wehrt sich zu gleicher Zeit sein Hirn hartnäckig, an ihren Tod zu glauben, muß er sich beständig, mühsam, gewaltsam immer wieder der schrecklichen Wahrheit bewußt werden, um sie doch immer wieder zu verwerfen. So oft der Alltag seine Rechte an ihn geltend macht, denkt er zuerst an Susi . . . Es regnet, — wie wird Susi betrübt sein! Ein Brief, eingeschrieben, mit großem fürstlichen Siegel bringt ihm die Professur: Wie wird Susi jubeln! . . . Und dann hört er wieder die kalten Lehmschollen auf ihren Sarg poltern.

Er hatte gleich nach Susis Tode, kurz vor Semesterschluß, seine Vorlesungen abgebrochen und Urlaub für das Wintersemester genommen.

Er vergrub sich in seinem öden Haus; selten, daß er es noch verließ. Der Gedanke, die

Straßen und Plätze zu betreten, die er zum letzten Mal an Susis Seite erblickt, erschien ihm ungeheuerlich. Er wollte niemand sehen, er haßte die Menschen, die er nicht abweisen konnte. Sie, die in behäbigem Redefluß Susis unerwarteten Tod beklagten, mit unbewußter Grausamkeit ihm schilderten, wann sie sein Weib zuletzt gesehen, wie wohl und blühend es damals noch erschienen, — aus deren wortreichen Beteuerungen er nur das schlechtverhehlte Behagen heraushörte, mit dem die Welt fremdes Unglück begleitet, wie die Straßenmenge neugierig den Verunglückten umsteht, ihn mit gierigen Augen vor ihren Füßen bluten und zucken sieht; andere wieder, die in ihrem Egoismus jeden Zwang, an fremdem Leide teilzunehmen, als eine Störung ihres eigenen Wohlbefindens, als eine persönliche Kränkung empfanden, die ihm ängstlich aus dem Wege gingen oder taten, als wüßten sie nichts von dem, was geschehen.

Er kam sich diesen Menschen gegenüber haltlos, entwurzelt vor, wie ein König ohne Krone, wie ein Mann, den das Unglück gebrandmarkt. Und zwingend beherrschte ihn der Gedanke, daß niemand ihn früher um seinet-

willen geehrt, nur seine Susi in ihm, daß sie alle sich nur an ihn gedrängt hatten, um durch ihn einen Strahl des Sonnenscheins zu erhaschen, der von der jungen, lieblichen Frau ausging.

Denn immer wieder erkannte er, wie unendlich viel Liebe die kleine Frau sich erworben hatte. Sein Korps meldete „unserem lieben A. H. in herzlicher Teilnahme geziemend", daß es soeben einen feierlichen Trauersalamander „auf unsere unvergeßliche Korpsschwester, Frau Susi, gerieben"; einfache Leute, deren Namen er kaum je gehört, drückten ihm in ehrlicher Trauer, mit feuchten Augen wortlos die Hand, schrieben ihm in ungelenken Zügen schlichten Trost, sandten ihm geprägte Karten mit Kreuz und Bibelspruch; Leuchten der Wissenschaft kondolierten ihm so warmherzig, als sei ihnen selbst ein Stück ihres Herzens entrissen. Aber diese allgemeine Teilnahme, die ihm immer wieder zeigte, was er verloren, wühlte, statt ihm wohlzutun, sein Leid stets von neuem in ihm hoch, riß unablässig die brennende Wunde weiter auf.

Er hatte Stunden, in denen ein glühender Neid gegen alle in ihm aufflammte, die noch ein Weib besaßen, ohne des köstlichen Schatzes

zu achten, den ihnen das Schicksal gegönnt, — dieses tückische Schicksal, das überall da am liebsten mit erbarmungsloser Hand ein Herz stillstehen läßt, wo es gewiß ist, zugleich ein zweites zu brechen.

Auch der Trost, am Hügel der Toten neuen Mut zu suchen, blieb ihm versagt. Er fürchtete sich, den Kirchhof zu betreten, aus einem Gefühl seiner inneren Schwäche heraus, aus Angst, den folternden Schmerz aufs neue zu wecken. Er sandte Berta, das Grab zu überwachen.

Und die Tage gingen und gingen.

Er suchte sich aufzuraffen. Mit Gewalt zwang er sich, die Arbeit wieder aufzunehmen. Er las und forschte in seinen Quellen, ohne doch aus ihnen zu schöpfen; er reihte in seinem Manuskript Satz an Satz, mit dem vollen Bewußtsein, daß sein Schaffen schon vor der eigenen Kritik nicht standhielt, daß er doch alles wieder streichen würde. Mit jedem Mittel suchte er die beständige Erinnerung an Susi in sich zurückzudrängen, den Zauber zu bannen, der ihm den Willen lähmte. Hatte er nicht in früheren Tagen so manches Mal mit leichtem Spott auf sie herabgelächelt, wenn er auf einer Lücke ihres Wissens, einer Bequemlichkeit des

Denkens sie ertappte? Aber je mehr er sich bemühte, sich ihre Schwächen vor Augen zu rufen, desto stärker nur empfand er, wie diese kleine, oft so törichte Frau dennoch der Mittelpunkt seines geistigen Lebens gewesen, wie sie ihn unmerklich getragen und gestärkt hatte. Und die bitterschwere Reue stieg in ihm hoch. Hatte er wirklich Susi das volle Glück beschert? Hatte er sie nicht viel zu sehr als Nora behandelt, sie absichtlich kindlich gehalten, aus Freude an ihrer Hilflosigkeit, aus Eitelkeit, ihr geistig überlegen zu sein? Würde er heute nicht ganz anders handeln, sie mit sich emporheben in die Höhe seines Schaffens? Er sah sie vor sich mit den bittenden Augen, den wehrlos herabhängenden Händchen, als er sie einmal, ein einziges Mal, gescholten, weil sie seinen Gedankengängen nicht folgen wollte, nicht folgen konnte. Wie glühendes Eisen brannte dieser Kummer, den er ihr ohne sein Wollen bereitet, in immer wiederkehrender Selbstfolter in ihm.

Er lebte ganz in seinem Weibe.

Er ließ Susis Bild aus ihrer Brautzeit in Lebensgröße malen, das seinen Platz an der Wand, seinem Schreibtisch gegenüber, fand. Stundenlang stand er davor. Und allmählich

verschwand aus seiner Erinnerung die leidende Frau, die mit umschatteten Zügen und gebrochenen Augen dem Tode entgegenging, und die zarte, taufrische Susi trat ihm wieder vor Augen, wie sie seines Lebens Sonnenschein gewesen.

Er besaß eine lange, blonde Locke von ihr, die sie ihm als Braut gesandt. Und dann hatte er noch eins, ihre Briefe. Briefe, mit feinen, zierlichen Zügen bedeckt, deren jeder mit gepreßten Blumen geschmückt war, in denen stets ein kleiner Kreis die Stelle bezeichnete, die ihre Lippen berührt, um ihm über Berg und Tal einen Kuß zu senden. Briefe, in denen ein junges, unschuldiges, fröhliches Herz in kindlichem Geplauder sich ganz entschleierte, alle seine Hoffnungen und Befürchtungen offenbarte, — die Sorge, ihm zu genügen, seiner wert zu sein, die Zuversicht, daß sie Hand in Hand, in Liebe vereint, durch das Leben gehen würden, einer des anderen Stolz und Stütze, wie zwei Wanderer auf verlorenem Gletscher sich mit dem Seil verbinden, um einer den andern zu retten oder gemeinsam unterzugehen.

Und neben diesen Briefen aus sonniger Zeit lag das feine Tuch, mit dem er Susis Stirn in

ihrem letzten Kampfe getrocknet, das kirschrote Band, dessen Schleife er ihr im Sterben geöffnet hatte, um der Röchelnden Erleichterung zu schaffen.

Stundenlang saß er vor diesen Erinnerungen, die er ängstlich, wie einen Schatz, im Schreibtisch hütete, den Kasten neben sich aufgezogen, um beim geringsten Geräusch alles verschwinden zu lassen. Er kannte jedes Wort in diesen Briefen, wußte sie fast auswendig herzusagen; und doch las und las er in ihnen, stets von neuem, oft bis der Morgen graute, neben sich den leeren Stuhl, auf dem sie immer gesessen. Dann sah er sein totes Lieb an seiner Seite, mit durchsichtigem Leibe, durch den das Rohrgeflecht schimmerte. Er hatte das bestimmte Gefühl, sie war bei ihm; jeden Augenblick erwartete er durch die Stille ihre feine, süße Stimme zu hören. Er sprach laut zu ihr, mit weicher, zärtlicher Stimme: „Susi! Klein Susi!“, in unerschütterlichem Vertrauen, daß sie ihn hörte, sich seiner Liebe freute; er legte die Hand zu ihr hinüber, wie einst, und glaubte ihren Händedruck zu spüren.

Und im Morgengrauen erhob er sich und schlich in sein Schlafzimmer, wo das zugedeckte

Lager seiner Frau noch immer auf sie zu warten schien. Er öffnete die Schränke. Alles, was einst sein Weib geschmückt hatte, breitete er vor sich aus. Er preßte die Lippen auf die Seide, er strich mit kosender Hand über den Samt der Hüte, über die langen, schweren Federn . . . Dieses Kleid hatte sie getragen, dort oben im Mondesschein, als er zum erstenmal sie geküßt, in diesem Rock war sie mit ihm nach Süden gezogen, Märchenglück im Herzen . . . Er öffnete die Kästen, wühlte in ihren Kämmen und Bändern und Spitzen, holte die winzigen Stiefel hervor, die braunen Schuhchen, in denen sie den letzten Schritt auf Erden getan, in den Tod gegangen war. Und das alles hing und stand hier, als harrte es in unerschütterlicher Zuversicht auf Susi, als müßte sie kommen, müßte . . . müßte . . .

Und sie kam nicht, kam niemals mehr . . .

Das Herz krampfte sich ihm zusammen. Wie schwer mußte ihr das Scheiden geworden sein, mitten aus all dem jauchzenden Leben! Wer konnte wissen, ob nicht noch immer die Gedanken gewandert waren, während schon längst die Zunge gelähmt, — gewandert in herzzerreißender Qual, daß sie nicht Abschied nehmen konnte von ihm, der ihres Lebens Er-

füllung gewesen. Geküßt hatte sie ihn noch in der letzten Nacht, der Todesnacht; was mochte ihr Herz geschrien haben, ihm noch ein Abschiedswort zu sagen, ein einziges Wort der Liebe!

Am Leben hatte sie gehangen, an dem ganzen, wie von goldenen Strahlen übersponnenen Leben, das vor ihr lag. An ihm, dem Gatten, der Glück und Frieden und Mut und Kraft aus ihren Augen getrunken. An dem Kinde, das sie ihm geschenkt, das ihre Mutterliebe hegen sollte, über die ersten strauchelnden Schritte in jugendfrohe Zukunft hinein. Sie wußte ja nicht, was der Arzt geraunt hatte, tröstend, als alles vorüber war, daß Blindheit, dauernde Lähmung, selbst Irresein ihr gedroht, daß Gott sie zu lieb gehabt hatte, um ihr das aufzuerlegen! Gott? Derselbe Gott, dessen Weisheit und Güte die Priester rühmen, wenn er das Schwerste, das Bitterste uns angetan? Und von neuem stieg das Leid in ihm hoch, wie ein Raubtier, das sich nur duckt, um desto sicherer zum Sprung auf sein Opfer aufzuschnellen. Und er dachte an Heines Zahnweh, an das schreckliche Zahnweh im Menschenherzen, das nur die bleierne Plombe aus einer rauchenden Waffe Lauf zu heilen vermag.

Es kamen Tage, in denen eine Gefahr für ihn aufstieg, — eine große, verhängnisvolle Gefahr. Die innere Unruhe, die hetzende Gedankenflucht war so in ihm hochgewachsen, daß er zum Wein sich rettete. Nicht, daß er sich sinnlosem Trunk ergeben hätte, dazu war die sittliche Kraft, die Selbstachtung in ihm zu stark. Aber ein langsames, unmerkliches Hinabgleiten war es, wie allmählich die Brandung vom Strande die Beute zu sich hinabspült. Es tat so wohl, zu fühlen, wie nach und nach der Körper ermattete, schwer und reglos, die nagenden Herzschmerzen still und stiller wurden, wie in den entsetzlich langen Nächten immer barmherziger ein tiefer, traumloser Schlaf ihm Vergessenheit gab. Und Abend für Abend stieg aus dem blinkenden Glase eine leuchtende Fata Morgana auf, als sei ein ewiges Allerseelen, das ganze Jahr den Toten frei. Im Nebel seiner trüben Augen verschwand sein Leid. Von gleißenden Strahlen überflutet, in lichter Schöne stieg seines Herzens Wundertraum vor ihm auf. Und Susis blaue Augen grüßen und winken und locken, und die Mauern weichen zurück zum hochgewölbten, funkelnden Saal der Königin Minne. Wie ein Rasender stürzt er die Marmor-

stufen hinauf, reißt er klein Susi an seine Brust, mit einem Schrei des Glücks wirft sie die Arme um seinen Hals. Und rauschend jauchzen Geigen und Zimbeln und schmetternde Posaunen ihnen ihr Evoë zu . . .

Aber die gaukelnden Irrbilder flüchtigen Glücks rächten sich, und die Qualen seiner Seele, in dunkler Nacht von den Geistern des Weins verjagt, kehrten mit der steigenden Sonne doppelt stark, doppelt erbittert zurück. Wie er einst am Totenbette seiner Susi nur noch den einen Wunsch, das einzige Gebet gehabt: Herr, mach ein Ende!, so reckte sich jetzt aus den Tiefen seines Leides, erst verstohlen, dann immer zwingender die Sehnsucht in ihm hoch, nicht länger sich vergeblich gegen sein Schicksal zu wehren, endlich die Ruhe zu finden, nach der sein Herz seit Monden schrie.

Es kam ein grauer, trostlos trauriger Wintertag, an dem vom frühen Morgen an das Licht im Hause brannte, bis die heilige Nacht sich auf Stadt und Land senkte und weit über den Erdball die lichten Kerzen am Tannenbaum entzündete, Glockenklang über die verschneiten Dächer und Felder wieder einmal die ewige Verheißung kündete: Friede auf Erden und den

Menschen ein Wohlgefallen! Schon lange hatte Otto sich vor diesem Abend gefürchtet, ihm mit vorahnendem Bangen entgegengesehen. In der sinkenden Dämmerung war er zum erstenmal zum Kirchhof hinabgewandert, tauschwere Rosen in der Hand. Dann hatte er bunte Lichte gekauft und am Markt ein Bäumchen erstanden, das er selbst zu sich hinauftrug, hatte er sich eingeschlossen, die kleine Tanne aufgeputzt, die Kerzen entzündet und alle die schmerzlichlieben Erinnerungen darunter ausgebreitet, das kirschrote Band aus dunkler Stunde, die blonde Locke, die Briefe aus seliger Zeit. So saß er stumm, mit zuckendem Antlitz, das Glas mit dem goldigen Wein vor sich. Heute vor einem Jahr . . . Ein junges gesegnetes Weib . . . Und es faltet die Händchen und singt mit ernstem Gesichtchen, andächtig zu dem flimmernden Weihnachtsbaum aufblickend: Stille Nacht . . . Er stöhnte auf, es ging über Menschenkraft. Und mit einem Male erhob er sich, ging er, wie von innerer Gewalt getrieben, zu der Wand, wo, von Farbenbändern umschlungen, unter Susis Bild die schweren Pistolen mit den silberbeschlagenen Kolben hingen, die sein Korps ihrem Erstchargierten bei seinem Aus-

tritt dediziert hatte. Lange sah er zu seinem toten Weibe auf.

Aus stummen, regungslosen Bildern redet es zu uns, wie eine Seele zur anderen spricht und Herzgedanken mit ihr tauscht, — inniger oft, als wenn wir in ein belebtes, immer wechselndes Antlitz blicken. In den Bildern derer, die durch die Pforten der Ewigkeit gegangen, lebt eine überirdische Macht; unablässig folgen uns die Augen der Toten aus ihrem ernsten Rahmen, forschend, fragend, mahnend und lockend . . .

Und er grübelte von neuem: Was bot ihm das Dasein noch? Nicht eine einzige Stunde würde kommen, in der ihn das Leben wieder grüßte; Tag für Tag würde er sich weiter schleppen, bis in das Greisenalter hinein, wie ein Tier mit zerschossenem Lauf, den Hunger nach verlorenem Glück in sich, den nichts auf Erden stillen konnte. Er gehörte zu denen nicht, die das Leid als eine Gunst ihres Gottes empfangen, bestimmt, sie zu läutern und der Vollendung entgegenzuführen, nicht zu denen, die jedes Unglück als eine Schuld des Himmels ansehen, die mit Zinsen im Paradiese eingelöst werden würde, zu ihnen allen nicht, die mit sittlicher

Empörung dem Ärmsten noch in das Grab nachspeien, der die drückende Bürde des Lebens selbst von seinen Schultern warf. Er nahm für sich und jeden Menschen das Recht in Anspruch, freiwillig den hoffnungslosen Kampf zu beenden, wie der Soldat mit der tiefen Wunde in der Brust, untauglich zu weiterem Widerstand, sich aus dem Gefecht retten darf. Auch die Natur vernichtet unbarmherzig, was nicht mehr lebensfähig ist.

Und während er so seiner Kindheit Glauben verwarf, lebte zugleich doch in ihm die Verheißung auf ein Jenseits, wie wir trotz aller Erkenntnis die Märchen aus goldener Jugendzeit lieben, sie nicht entbehren möchten. Und gerade dieser Rest verlorenen Glaubens trug dazu bei, ihn immer weiter dem unseligen Ende zuzulocken. Der Gedanke, daß ein Fingerdruck genügen würde, vielleicht ihm doch ein Wiedersehen mit Susi zu bescheren, ohne Sorge und Leid, ohne Gefahr der Trennung, in alle Ewigkeit hinein, — daß es in seiner Hand lag, jetzt, schon in der nächsten Minute allem Jammer ein Ende zu machen, wenn nicht zu neuem, unfaßbarem Glück zu erwachen, zu jenem Glück, mit dem ihn die Geister des Weins nur trogen und

narrten, hatte so etwas Verführerisches, so Berückendes, daß es ihn stürmisch der Entscheidung zudrängte.

Und die Versuchung wuchs und wuchs, nahm Gestalt an, verdichtete sich zum Entschluß.

Und mit einem Male überrieselte es ihn wie ein Strom, eine Verkündung, eine Offenbarung: Ja, es gab ein Jenseits, ein ewiges Leben, ein Wiedersehn! Es war unmöglich, unsinnig, daß soviel Liebe und Güte und Märchenglück lebte und starb und Staub wurde. Susi war nicht für immer verloren, sie harrte seiner, in Sehnsucht, in Schmerzen, — sie litt, durch seine Schuld . . .

Er nahm die Waffe von der Wand, schob die Patrone in den Lauf; alles in ihm schrie nach ihr, drängte nach ihr, in jauchzender Freude . . .

Plötzlich schreckte er scheu zusammen. Durch die geschlossene Tür hörte er Berta, wie sie zum kleinen Erich sprach. Und die Röte bitterer Scham schlug ihm ins Antlitz. Zum erstenmal schalt Otto Haardt sich feige, einen Schwächling, den der Wein entnervt. Wie ein Blitz schlug es in ihn ein: Nur der besitzt das Recht, gewaltsam über sich und sein Ende zu bestimmen, der keine Aufgabe mehr auf Erden zu

lösen hat, der nirgends eine Lücke hinterläßt, dem niemand je eine Träne nachweint. Der wunde Krieger mag getrost die Waffe von sich werfen, an seine Stelle tritt sofort ein anderer, besserer, von ungebrochener Kraft. Den Vater aber kann niemand dem Kinde ersetzen. Er hatte noch Pflichten, doppelte Pflichten dem mutterlosen Knaben gegenüber; und wenn es ein Wiedersehn gab, — Susi würde dem Fahnenflüchtigen wohl kaum gedankt haben, was er an seinem, ihrem Kinde gefehlt.

Von dieser Stunde an hatte der Wein keine Macht mehr über ihn, begann er dem Leben, der Zukunft wieder ins Auge zu blicken.

Langsam setzte die Linderung ein, aus unbekannten Tiefen heraus.

Eines Tages fiel sein Blick auf eine ihm zugesandte historische Studie; gleichgültig, ohne sich dessen recht bewußt zu sein, fing er an zu lesen, sich geistig mit dem Stoffe zu beschäftigen, vergaß er auf Minuten sein eigen Selbst. Gegen diesen und jenen Punkt der Ausführungen begann sich der Widerspruch in ihm zu regen; mechanisch nahm er ein Buch zur Hand, verglich, notierte, schrieb einige Sätze. Dann wieder ließ er alles liegen. An einem der nächsten Abende jedoch durchzuckte es ihn förmlich; er wußte mit einmal, durch welche Gründe er den Verfasser jener Studie widerlegen konnte. Und sofort setzte er sich hin und schrieb ununterbrochen, so daß die Mitternacht ihn bei der Arbeit überraschte. Aber er liebte es nicht, sich in Polemiken einzulassen; der Aufsatz, der da, von seiner Hand geschrieben, vor ihm lag, paßte vorzüglich in sein

eigenes Werk. Und wieder einige Tage später zog es ihn magnetisch zu seinem Manuskript. Er öffnete es, suchte, fügte seinen Aufsatz ein, leitete über und las immer weiter. Und plötzlich war er wie gefangen. Von allen Seiten strömten ihm die Gedanken zu; die Freude an dem, was er vor so langer Zeit geschrieben und fast wieder vergessen, packte ihn und trieb ihn, die Arbeit fortzusetzen, zu gutem Ende zu führen.

Und mit der Lust am Schaffen trat allmählich die Gesundung bei ihm ein. Wohl bäumte sich auch jetzt noch alles in ihm dagegen auf, unter die Menschen hinauszutreten; und doch litt er von Tag zu Tag mehr unter dem niederdrückenden Schweigen seines Hauses, in dem kein Lachen mehr erklang, keine leichten, flinken Tritte die Treppe mehr hinabhuschten, wo seit Wochen und Monaten Berta fast das einzige Wesen war, das er gesehen und gesprochen hatte.

Denn Berta führte jetzt als absolute Monarchin das Zepter im Haushalt.

In den ersten Tagen nach Susis Tode war

sie wie vor den Kopf geschlagen, und die Liebe, die sie Susi entgegengetragen, trieb wunderliche Blüten. Es wollte ihr absolut nicht einleuchten, daß ein kleines, wenn auch zartes, so doch kerngesundes Frauchen drei Wochen nach der Ankunft eines Babys einfach umfällt und stirbt, und daß das alles mit der Geburt des Kindes zusammenhängen sollte. Sie wußte ja vom Lande her, wie wenig Umstände dort mit einer Wöchnerin gemacht werden, und wie doch alles so schön und glatt verläuft; und andererseits hatte sie schon manche schauerliche Mär von vertierten Ärzten gehört, die über Hekatomben von Opfern hinweg kaltherzig ihre wissenschaftlichen Probleme zu lösen suchen. Der Geheimrat im weißen Rauschebart, dieser Grobian, der ihr kaum je die Zeit geboten, war überhaupt nicht ihr Freund gewesen; und jetzt mißtraute sie ihm gründlich. Für sie stand es so gut wie fest, — dieser Verbrecher hatte Susi auf dem Gewissen!

Aber ihre kritischen Betrachtungen wurden gar bald von anderen Empfindungen zurückgedrängt. Wenn Berta jetzt an Susi dachte, tat sie es mit dem Gefühl eines Prinzen, der unerwartet sich auf den Thron berufen sieht, und

dessen Seele mitten im Schmerz um den Landesherrn zwischen heimlichem Stolz auf seine neue Würde und dem niederdrückenden Gefühl künftiger Verantwortung schwankt.

Denn sie hatte den Angehörigen Ottos, die nach dem Begräbnis sorgenvoll die Führung des Haushalts besprachen, mit voller Sicherheit erklärt: Das alles habe sie schon längst, bei Susis Lebzeiten auf ihren Schultern getragen, und das könne sie auch in Zukunft spielend besorgen. „Auch das Kind? Jawohl, Frau Major, auch das Kind, — sehr gut sogar . . .“ Und Tante Amalie, die hinsichtlich Bertas ja als Autorität gelten durfte, fand aus Angst vor der Gefahr, ihr molliges Heim mit den mittäglichen Pfeiftönen aufgeben zu müssen, geradezu enthusiastische Worte, mit denen sie Bertas häusliche Tugenden feierte.

So blieb denn Berta, als die Trauergäste abgereist waren, in sehr gehobener Stimmung zurück. Den Boten und Händlern gegenüber, die den Wirtschaftsbedarf in das Haus lieferten, berichtete sie so nachdrücklich und ergiebig, wie herzlich sich die Verwandten von ihrem „lieben Fräulein Berta“ verabschiedet hätten, bis nach und nach auch die dümmsten Zuhörer die Ab-

sicht merkten und ihr ebenfalls die Rangerhöhung gönnten.

Nur ein Umstand ließ einen Gifttropfen in Bertas Freudenbecher fallen. Obwohl sie es so bequem wie nur denkbar hatte, Otto sich um nichts kümmerte, ihr jede Entscheidung überließ, obwohl er hastig, in wenigen Minuten alles aß, was sie ihm vorsetzte, nichts fragte, niemals kontrollierte, — trotz alledem begann ihre Herrscherwürde sie zu drücken. Denn wenn sie auch vom Anfang der Ehe an die kleine Susi fast ganz ausgeschaltet hatte, war es ihr doch so sehr zur Gewohnheit geworden, sich auszusprechen, Gründe und Gegengründe zu erörtern, um schließlich doch ihren Kopf durchzusetzen, daß sie ihre unbedingte Selbständigkeit bald als Last empfand. Jetzt erst erkannte sie, daß Susi, mochte sie auch nicht in die Geheimnisse eines Ragouts eingedrungen sein und niemals das Triumphgefühl des Großreinemachens empfunden haben, dennoch mit feinen, unsichtbaren Fäden, wie spielend, die Geschicke des Haushalts gelenkt hatte. Und es wurmte Berta innerlich, daß sie sich nur zu oft auf der Sehnsucht nach diesen unmerklichen Hilfen ertappte. Aber auch hierfür fand Berta

bald einen Trost, und nicht ganz mit Unrecht. Sie hatte ja nicht nur Susis Pflichten mit übernommen, sondern noch schwerere dazu. Sie hatte das Kind.

Sie redete sich selbst ein, daß sie aus Liebe zu Susi keinen fremden Menschen an den kleinen Erich heranlassen wollte. Aber in Wahrheit hatte doch ganz etwas anderes sie hierzu bestimmt. Sie wollte, wie der hochselige König Philipp von Spanien — von dem sie allerdings nichts wußte —, nur wesentlich fröhlicher, sagen dürfen: Ich bin allein!, sie wollte keine Schlange an ihrem Busen nähren, die dann vielleicht sie in die Ferse stach, um ihren warmen Platz zu erobern. Und so erklärte sie denn, wie dermaleinst Mac Mahon — von dem sie übrigens ebenfalls nichts wußte — auf dem Malakoff: J'y suis, et j'y reste!, und suchte nach Kräften in sich die Vorzüge einer Hausfrau, Wirtschafterin und Köchin, eines Haus- und Kindermädchens zu vereinigen.

Aber seit den Zeiten des Terenz mit seinem berühmten „Ne quid nimis" bis zu der guten Berta, der allmählich unter der Last ihrer Pflichten schwül zu werden begann, zeigt sich die Wahrheit des Wortes, daß Wollen und Können

zweierlei, und daß der menschlichen Tatkraft Grenzen gesetzt sind. Um ganz ehrlich zu sein — es ging absolut nicht. Berta konnte nicht immer in Hörweite des Kindes sein, konnte nicht, wenn sie einholen ging, darauf hoffen, daß „der Herr Professor ein bißchen hinhorcht", konnte nicht nachts sich so und so oft aufraffen, nachdem sie todmüde abends auf ihr Bett gesunken war.

Und selbst wenn sie es gekonnt hätte, — ihr fehlte doch eins, das Wichtigste bei Kindern, die Erfahrung. So eine richtige Mutter oder Kindespflegerin, die braucht gar keinen Arzt, der genügt ein Blick auf das Baby, und ihr Gefühl sagt ihr untrüglich, ob dem schreienden Kinde etwas fehlt oder ob es aus Bosheit oder Humor brüllt. Andere aber, die nicht in diese Mysterien des Kindeskultus eingeführt sind, fühlen sich in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle um so winziger, je kleiner das Würmchen selbst ist. So kam es denn, daß Bertas Selbstherrlichkeit immer mehr vor dieser Wiege abbröckelte, bis sie endlich am Dasein zu verzagen anfing. Eine steigende Erbitterung bemächtigte sich ihrer. War sie darum ohne wesentliche Havarien über die doch auch mitunter bewegte

See ihrer blühenden Jugend gefahren, um nun als alte Maid diesem Berserker von Kind ihre wohlverdiente Nachtruhe zu opfern, das auf die Minute genau mit seinem Geschrei anhob, wenn sie gerade in das Land der seligen Träume hinüberschweben wollte, — ein psychologischer Moment, der bekanntlich, wenn einmal verpaßt, sich erst nach Stunden wieder einzustellen pflegt? War es Instinkt oder Überlegung, daß dieser verstockte Susisproß gerade dann stets trocken gelegt zu werden verlangte, wenn sie den Hasen spickte, Fische schuppte oder mit beiden Händen im Puddingteig wühlte? Nie hätte Berta auch nur geahnt, wie solch ein sechsmonatlicher Bengel schreien kann, mit einer so perfiden Ausdauer, einer Modulationsfähigkeit, einer Kraft, die weit über Menschliches hinausragte.

Und wie aus langen, bangen Zweifeln oft in einem Augenblick, gleich der gepanzerten Minerva aus dem väterlichen Haupt, die Tat geboren wird, so geschah es auch hier. Eines Morgens, als der kleine Erich hartnäckig mit beiden Fäustchen den Stöpsel der Milchflasche von sich stieß und selbst die in Kinderfragen laienhafte Berta erkannte, daß etwas nicht in

Ordnung war, stand es fest in ihr, daß es noch immer der Klügere ist, der nachgibt.

Aber so rasch wagte sie sich mit ihrem Entschluß nicht heraus. Wie die Artillerie die feindliche Stellung erst erschüttert, ehe die Sturmkolonnen antreten, so begann auch sie den Professor erst auf ihre Art mürbe zu machen.

Sie änderte sich auffällig. Hatte sie von Anfang ihres Lebens an in ihrer biederen Derbheit nicht allzuviel Wert auf wohltuende Umgangsformen gelegt, so wurde sie nun ausgesprochen muffig. Sie sagte mit Vorliebe jetzt nur: Guten Morgen! und ließ die Anrede weg; sie fragte nicht mehr mittags, wie das Essen schmeckte, abends, ob ihm noch etwas fehle. Sie sprach in der Küche laut vor sich hin und klirrte mit dem Geschirr, als ob sie alles in Scherben sehen wollte; sie ließ mit bewundernswerter Ausdauer das Kind schreien und sperrte alle Türen auf, damit es auch kräftig durch Haus und Hof schalle. Und wie ein Uhrwerk, in das Stäubchen auf Stäubchen sich schleicht, begann der Haushalt langsamer, stockender, unregelmäßiger zu gehen, bis selbst Otto trotz seiner Weltabgeschiedenheit es unliebsam empfand.

Denn wenn es ihm auch völlig ferngelegen

hatte, sich je um Einzelheiten seines Hausstandes zu kümmern oder gar einzugreifen, so hatte er doch aus seinem Junggesellenleben, wo er gar oft eine neue Aufwärterin selbst hatte anlernen müssen, einige Kenntnis davon, was zu der richtigen Führung eines Haushalts gehörte; andererseits war er aus zu gutem Hause und zu sehr Ästhet, um seine Lebensführung und Ansprüche dauernd sinken zu lassen. Gerade in dem ihn jetzt beherrschenden Gefühl, verlassen, von fremden Menschen abhängig zu sein, empfand er es doppelt, wenn sein Zimmer nicht rechtzeitig warm und in Ordnung war, wenn er auf seine Mahlzeiten warten mußte und diese immer einfacher, bis zur Notdürftigkeit serviert wurden. Die Räume verloren ihr blitzblankes Aussehen, seine Wäsche blieb wochenlang bei Berta liegen, ehe sie in den Schrank kam; mehr und mehr schwand die Behaglichkeit, die er von Kindheit an gewohnt war. Und die Summe dieser kleinen Entbehrungen, die jede für sich kaum des Aufhebens wert war, drückte ihn doch nieder und ließ ihn sein Los immer schwerer empfinden.

So erreichte denn Berta wirklich ihr Ziel: Er war es, der zuerst davon sprach, eine Hilfe für das Kind in das Haus zu nehmen.

Berta gab sich bitter gekränkt. Tat sie nicht ihre Pflicht, von morgens bis abends, und dann wieder die Nacht hindurch bei dem Kinde, bis daß der Morgen graute? War das der Dank für ihre Treue, für all die Aufopferung? Und Otto mußte erst himmelhoch bitten, gute Worte geben und — in einer plötzlichen Gedankenübertragung — ihr am Gehalt zulegen, bis sie endlich, endlich seinen Wünschen nachgab.

Es war ein feierlicher Moment in Bertas Dasein, so oft sie, ganz Würde und Herablassung, die sich meldenden Bewerberinnen empfing; denn Otto hatte ihr die Wahl der künftigen Hausgenossin überlassen. Wie sie so dasaß, die Kandidatin für den neuen Posten stehend vor sich, wie sie diese bis auf die Haut ausfragte, da wurde die Szene zum Tribunal; und erst nach langem Wählen entschloß sie sich für eine große Person mit starken Knochen und groben Zügen, die aber, ganz Demut und Unterwerfung, ohne Besinnen alles versprach und mit jeglichem einverstanden war, was Berta in wachsendem Selbstbewußtsein von ihr erheischte.

Sie zog zu. Und die ersten Tage war Berta wie im Himmel.

Daß diese neue Marie nicht satt zu kriegen

war, die Vorräte mit einer fürchterlichen Schnelligkeit zusammenschmolzen, Wurst und Butter, Kaffee und Zucker Flügel bekommen zu haben schienen, das war der sparsamen Berta ja gegen den Strich, aber schließlich wohl nur ein Übergang. Sie wußte, daß Mädchen immer ausgehungert zuziehen. Wesentlich peinlicher war ein Gespräch, das eines Morgens, acht Tage nach Mariens Einzug, sich von der Küche über die Treppe nach dem ersten Stock hinauf entwickelte.

Unten schrie Berta zum drittenmal mit aller Kraft ihrer gesunden Lunge:

„Marie!“

Endlich knallte oben eine Tür, und kräftig klang es zurück:

„Was ist los, zum Kuckuck?“

„Hören Sie denn nicht?“ fragte Berta gereizt zurück.

„Sonst würd' ich wohl nicht antworten,“ erwiderte Marie nicht ganz unlogisch.

Berta schnappte einen Augenblick auf. Es lag Krieg in der Luft! Hier galt es, mit gepanzerter Faust den ersten Widerstand im Keime zu ersticken.

„Sofort kommen Sie 'runter und räumen Sie

das Frühstück ab, verstanden?“ schmetterte sie hinauf.

„Nichts zu machen,“ gab Marie mit vollendeter Seelenruhe zurück. „Ich bin als Kindermädchen engagiert; die Annonce hab’ ich mir aufgehoben. Also bleib’ ich beim Kinde.“

Berta stürmte die halbe Treppe hinauf. „Ich habe Ihnen genau Ihre Arbeit gesagt . . .“ keuchte sie.

Marie lehnte sich behaglich oben über das Geländer. „Davon weiß ich nichts,“ antwortete sie gelassen. „Sie können mir viel erzählen.“

„Ich verklage Sie,“ schleuderte die wütende Berta ihr entgegen.

„Bitte,“ entgegnete Marie. „Warum denn nicht? Aber den Eid möcht’ ich mal sehn, den ich nicht schwöre.“

Berta war außer sich über den Hohn. „Sie ziehen, sofort, noch in dieser Stunde!“ zeterte sie.

„Sowie ich Lohn und Kostgeld für drei und eine halbe Woche habe, — immer zu,“ stimmte Marie ihr bei. „Wenn Sie alte Schreckschraube auf meine Kosten Fett anzusetzen dachten, dann haben Sie sich höllisch geirrt; und wenn Sie glauben, daß die Dummen nicht alle werden, dann haben Sie für Ihre Person vollkommen

recht.“ Und Marie faßte ihren Besen fester und kam mit wuchtigen Tritten die Treppe hinab. „Ich hab’ das schon längst bis hierher,“ fuhr sie fort, mit dem roten Zeigefinger der Linken unter Bertas Stumpfnase hin und her fuchtelnd. „Das ist ja der reine Affenkasten hier, — der Herr mit ’nem kleinen Piepmatz, und das ‚Fräulein‘“ — sie brach in ein niederträchtiges Lachen aus — „mit ’nem Riesenkondor im Kopf.“

Berta trat vorsichtig den Rückzug an, aber sie fauchte vor Wut. „Sie gemeines Frauenzimmer,“ brüllte sie, „haben Sie da drinnen denn keine Spur von Herz?“ Sie wies empört auf Maries knochige Brust. „Sie haben wohl noch nie eine Frau verloren?“

„Nein,“ sagte Marie, „keine Spur. Aber mindestens ’n halb Dutzend Männer.“

Berta wandte sich empört. Vor solcher Verworfenheit strich sie die Segel, — um so mehr, da der von Maries kräftiger Rechten umspannte Besen sich verdächtig nach vorn senkte.

Und Marie ging zur selbigen Stunde, mit Lohn und Kostgeld und einem impertinenten Grinsen auf ihren groben Zügen.

Und wieder erschien ein Inserat im Blättchen.

Diesmal fand ein junges Ding mit einem ver-

legenen Stutznäschen Gnade vor Bertas Augen, eine siebzehnjährige Waise, ein Bild der Unschuld.

Dieses Lenchen war einfach ein Juwel. Allerdings stellte sich mitunter gegen neun Uhr abends eine Migräne bei ihr ein, die jeder Behandlung trotzte und nur in der frischen Luft sich einigermaßen besserte. Auch mußte ein merkwürdiger Zusammenhang zwischen Lenchens Korrespondenz und diesem Leiden bestehen, da es nur dann auftrat, wenn mittags ein Brief für sie anlangte. Berta hätte dieses Rätsel für ihr Leben gern gelöst, aber da sie bei Lenchens Ausgängen auf das Kind aufpassen mußte, war sie hierzu außerstande. Und tatsächlich mußten die Kopfschmerzen sehr heftige gewesen sein, da selbst Lenchens Haar in Mitleidenschaft geriet; denn sie pflegte sogar bei völliger Windstille mit ganz zerzaustem Kopf wiederzukommen. Aber auch diese Symptome warfen keinen dauernden Schatten auf ihr leuchtendes Charakterbild; denn im übrigen erfüllte sie alle Hoffnungen, die Berta auf sie gesetzt hatte, in vollstem Maße. Sie blieb das bescheidene, willige, eifrige Ding, das mit ehrerbietiger Bewunderung den Lebenserfahrungen der älteren Kollegin

lauschte und durch ihr: „Fräulein Berta!“ vorn und hinten das Herz des alten Mädchens entzückte. So oft die Rede auf die Männer kam — und wo zwei weibliche Wesen eine Weile zusammen plaudern, kommt immer die Rede darauf —, schüttelte sich das unschuldige Lenchen vor Entsetzen und schwor, sich Bertas Witwer aus Koblenz mit der Frau und dem Riesenkrach zur heiligen Warnung dienen zu lassen. Das tat sie denn auch mit solchem Erfolge, daß Berta, als an ihrem nächsten Ausgehsonntag ein fürchterlicher Platzregen sie vorzeitig heimscheuchte, ihre Stube verriegelt fand und einen ehrfurchtgebietenden Männerbaß drinnen vernahm, während der kleine Erich brüllend, mit blaurotem Kopf und in Schweiß gebadet, in Lenchens Stube nebenan vergebens nach Milch schrie.

Berta war durch ihre Erfahrungen mit der knochigen Marie mürbe geworden, und wer weiß daher, ob sie nicht den Mantel der Liebe über Lenchens Liebesleben gedeckt hätte. Aber daß ihr Giebelstübchen, dieser Raum, der keine Sünde gesehen, in dem nie der Geist der Unzucht sein freches Haupt erhoben hatte, durch diesen Männerbaß für ewige Zeiten entheiligt war, das konnte Berta nicht überwinden. Um so weniger,

da der Inhaber dieses Basses, als er sich endlich auf Bertas verzweifeltes Rütteln hin die Tür zu öffnen entschloß und stumm mit höflichem Gruß von dannen eilte, durch eine wahre Hünengestalt und einen mächtigen Schnauzbart in Berta ein glühendes Neidgefühl gegen das glückliche Lenchen entfachte.

Vergebens schwor diese unter heißen Tränen, daß dieser „Herr" ihr leiblicher Vetter sei, und daß sie sich nur des Regens halber in das Haus geflüchtet und hier in aller Sittsamkeit eingeschlossen hätten, um nicht von dem Professor entdeckt zu werden. Vergebens!

Kein Wort sprach Berta mehr mit dem entarteten Mädchen.

Am nächsten Morgen aber drang sie als Rachegöttin bei dem Professor ein. Daß ihr Bericht phantastisch ausgeschmückt und der riesige Baß zu einem wilden, verwahrlosten Rowdy geworden war, der um ein Haar die gute Berta kaltlächelnd abgemurkst hätte, ist selbstverständlich. Und so sah sich denn Otto gezwungen, sein Einverständnis mit Lenchens Entlassung zu geben.

Aber damit hatte die kluge Berta endgültig die Flöte beiseite gelegt und ihre Träume der

Herrschaft begraben. Sie empfand jetzt nichts, als eine heiße Sehnsucht nach Ruhe, nach Tagen des Glücks, in denen sie für nichts verantwortlich gemacht wurde und über alles schimpfen konnte, wie einst im Mai. Die freche Marie mit ihrem Schandmaul und das unschuldige Lenchen mit dem pompösen Schnauzbart hatten ihr das Herz zertreten. Und wie der Seemann auf wrackem Schiff selbst die ödeste Küste mit leuchtenden Augen grüßt, so sah auch Berta der Zukunft mit der tröstlichen Gewißheit entgegen, daß, was auch geschehe, es schlimmer nicht mehr werden konnte.

Aber ein böser Zufall fügte es, daß Berta nicht sofort aus ihren Nöten befreit wurde. Ein Telegramm kam im März, acht Monate nach Susis Tode, ins Haus geflogen: Professor Benting war schwer erkrankt. Wenige Stunden darauf ein zweites: „Vater sanft entschlafen. Hedwig."

Und Otto tat, was seine Pflicht war. Er raffte sich auf, er fuhr nach Kiel, um dem einstigen Lehrer, dem Freunde die letzte Ehre zu erweisen.

Wieder die Kapelle, der Duft welkender Blumen, ein eichener Sarg. Wieder bunte

Mützen und Pekeschen, dazu seidengestickte Banner im funkelnden Sonnenschein . . . Ihm war, als begrüben sie Susi zum zweitenmal. Und fest biß er die Zähne zusammen.

Nach der Beisetzung suchte er Hedwig auf, um sich vor seiner Abreise zu verabschieden. Und als sie ihn trotz ihrer Trauer mit sichtlichem Interesse nach seinem Leben und Treiben ausfragte, klagte er ihr sein Leid mit den Mädchen, seine Sorge, für den Knaben die richtige Pflege zu finden.

Sie saß vor ihm, in der Studierstube des toten Vaters, doppelt schlank in ihrem schwarzen Kleid, die schmalen, kräftigen Hände zwischen den Knien gefaltet, mit ihren schönen braunen Augen in das Abendrot hinausblickend.

„Wer hätte das alles gedacht," sagte sie sinnend, „damals, als ich klein Susi zu mir einlud. Es war eine Laune, ein momentaner Einfall beim Schreiben. Und doch vielleicht Bestimmung." Sie sah noch immer durch die Dämmerung, dorthin, wo jetzt die Sonne in fahlem Gelb Abschied nahm. „Aber einen Trost haben Sie, Herr Professor! Was Liebe einem Weibe schenken, was Menschenkraft tun konnte, das Leben einer Frau zu erhellen, das haben Sie ehrlich getan.

An Susis Sarge stand alles Gute, was Menschenherz bewegt, — die Reue nicht!"

Er schüttelte den Kopf. Wieder rührten ihre Worte an seiner noch immer zuckenden Wunde. Seine Augen waren jetzt ihrem Blick gefolgt, in die leere Weite gerichtet. Und leise antwortete er:

„Wir sind immer Egoisten gegen die, die wir lieben, Fräulein Hedwig, selbst wenn wir sie auf Händen tragen, unser Herzblut für sie hingeben möchten. Man müßte uns unser Weib auf Tage verbergen und grausam zu uns sagen: ‚Sie ist nicht mehr! Nie wieder wird sie dir Sonnenschein ins Herz gießen, an jedem Tage, wo sie dich lieb und freundlich grüßt, mit jedem Lächeln, das dich erwärmt und stolz und stark macht. Nie mehr wird sie mit dir lachen und weinen, sinnen und sorgen, nie mehr an deiner Seite sitzen, still und doch dein Herz mit Liebe erfüllend, dich und dein Haus segnend und verklärend. Einsam sollst du nun deine dunkle Straße ziehen, immer die Sehnsucht nach ihr in der Brust, verjagt aus dem Paradiese.' Und dann bringt diesem Mann sein totgeglaubtes Weib, laßt es leise in der Dämmerstunde zu ihm treten, sanft die lieben Hände auf seine brennen-

den Augen legen, laßt diesen Mann aufschreien in namenlosem, unfaßbarem Glück! Dann erst wird sein Leben, sein ganzes Leben ein Gottesdienst für sie sein, jede Stunde ein Gebet zu ihm, der ihm sein Höchstes gelassen, ihm seines Dascins Krone wiedergeschenkt."

Er hatte immer leiser gesprochen, als ob ihm die Kraft versage.

Sie war totenblaß geworden. Sie antwortete nichts.

Langsam erhob er sich. „Es ist Zeit, Fräulein Hedwig," sagte er. „Leben Sie wohl und denken Sie manchmal in Freundschaft an den Einsiedler im fernen Thüringen."

Noch immer schwieg sie. Es schien, als ringe sie mit sich selbst, wie ein Mensch, der die Würfel seines Lebens wirft.

Plötzlich wandte sie sich entschlossen zu ihm. „Ich bin nun auch so mutterseelenallein," sagte sie, „ohne Aufgabe, ohne Lebenszweck. Und geteiltes Leid ist halbes Leid. Wenn Sie mich bei sich haben wollen, Herr Professor, — ich komme gern."

Er prallte zurück. Blitzähnlich schwirrten ihm die Gedanken durch den Kopf. Mit Berta und einem anderen Mädchen ging es nicht, das hatte er eingesehen. Und eine andere, eine

Fremde als Leiterin des Haushalts in sein Haus nehmen? Irgendein Weib, das ihm die Ruhe nahm, sich ihm geschäftig aufdrängte, dessen Denken und Fühlen ihm ein Buch mit sieben Siegeln war? Hedwigs Leben lag klar vor ihm, sie war die Tochter seines Freundes, die Freundin Susis.

Wie eine Erlösung kam es über ihn. Alles, was er ersehnte, schien ihm erfüllt. Hedwig würde mit ihrer wohltuenden Ruhe, ihrer besonnenen Energie ein Segen für ihn sein.

Er griff mit beiden Händen zu. Er kam sich vor, wie ein Mann, den Menschengüte in letzter Stunde vor dem Zusammenbruch rettet. Und während er in herzlichen Worten seinem Danke, seiner Freude Ausdruck gab, sah er das seltsame Flimmern nicht, das aus den Tiefen der Frauenseele aufsteigt, die Augen feuchtet und wie von innen her erleuchtet, das Flimmern, das den Blick des Weibes so bang und willenlos macht, das, ehe die Lippen sich öffnen, wie ein lauter Schrei zum ersten Mal verrät, was niemand weiß, niemand wissen soll. Mit erleichtertem Herzen nahm er Abschied von ihr, fuhr er in die Heimat zurück.

Acht Tage später kam Hedwig zu ihm.

Und in kurzem gestaltete sich der Haushalt völlig um, wurde er wieder der alte, ja noch geordneter als je. Hedwig nahm die Zügel ohne Zögern straff in die Hände. Vom frühen Morgen an war sie tätig, sauber und adrett, gleich für den Tag angezogen. Auf die Minute pünktlich standen die Mahlzeiten auf dem Tisch. Das Haus blitzte.

Otto empfand die neuen Verhältnisse wie eine Rettung aus Not. Er hatte sich zuletzt in dem Wirrwarr des schleifenden Haushalts so elend gefühlt, daß ihm die wiedergekehrte Ordnung wie eine Erlösung erschien. Und allmählich gesellte sich zu diesem Gefühl der Erleichterung die stille Sorge, der Wunsch, daß es immer so bleibe. Der haltlose Schmerz um Susi, der ihn in der ersten Zeit seelisch völlig zerschmettert hatte, war langsam zurückgetreten; jetzt war es mehr das eigene Leid, das eigene Schicksal, mit dem er innerlich rang. Und in diesem Kampfe tat Hedwigs Gegenwart ihm unsäglich wohl. Niemals dachte er daran, daß hinter der hohen,

schmalen Stirn sich Gedanken, Wünsche, Hoffnungen regen könnten, an denen er beteiligt war, daß, wenn er in bewegten Worten von seiner Ehe, seiner lieben kleinen Frau erzählte, er vielleicht dort drüben Wunden schlug, die bitter weh taten.

„Sie können sich gar nicht vorstellen, Fräulein Hedwig, wie unsäglich lieb sie als Frau war, wie sie sich freuen konnte, wenn ich ihr irgend etwas, die kleinste Kleinigkeit schenkte, wie sie mit ihren Sonnenaugen strahlte: ‚Klein Susi ist so froh!‘ Und wenn ich einmal so ganz das Richtige getroffen hatte, etwas Unerwartetes, Unerhofftes, Großes, dann sah sie ganz still, wie gelähmt auf das überraschende Geschenk in ihren Händchen, und plötzlich zuckten die Lippen, und zwei große Tränen des Glücks rollten das Näschen entlang, so lieb, so herzergreifend ... Das kann kein Mensch schildern, Fräulein Hedwig, aber das lebt vor meinen Augen, immer und immer ...“

Fast täglich, bei jeder Gelegenheit schwärmte er so von seiner Susi; und in seiner eigenen Ergriffenheit achtete er nicht darauf, daß Hedwig kühl und stumm blieb, kein Wort der Teilnahme fand.

Tagsüber sah Otto, der bei Beginn des Sommersemesters wieder zu lesen begonnen hatte, sie fast nur bei Tisch. Aber da er nicht täglich las, traf er doch bisweilen im Hause auf sie, wenn sie, ein Tuch über das schwere, dunkle Haar gebunden, lange Handschuhe über die Hände gestreift, überall Hand mit anlegte, Staub wischte, rieb und polierte. Und wenn sie nicht im Haushalt half, war sie sicher bei dem Kinde. Stunden- und stundenlang saß sie an der kleinen Wiege, hegte und pflegte sie den Knaben, sah sie mit einem weichen Schein in den braunen Augen zu, wenn des Vaters Auge wehmütig auf ihm ruhte.

Freunde und Bekannte fanden sich wieder ein. Er konnte sich nicht mehr verleugnen lassen. Einmal machte ein Besucher, der Dekan seiner Fakultät, eine Anspielung darauf, daß er wohl doch, mit Rücksicht auf das Kind, über kurz oder lang wieder heiraten werde. Otto sah ihn so grenzenlos entsetzt an, daß jener schleunigst abbrach.

Lange noch klang die plumpe Andeutung in Otto nach. War denn der Kollege ganz von Gott verlassen? Er, Otto, sollte sich umschauen, als Freier, unter den spähenden Augen der

Menschen, unter der Gefahr, sich lächerlich zu machen, sich einen Korb zu holen? Wieder in die Welt hinausgehen, mit fremden Frauen plaudern und lächeln, den Tod im Herzen?

Er schüttelte verständnislos den Kopf. Er wollte nichts, als dem Gedächtnis seiner Susi leben; er war zufrieden, Hedwig im Hause zu haben, dieses ernste, stille Mädchen, mit dem ihn das gleiche Schicksal des Verlassenseins verband.

Denn sie war fast immer still, wenn sie um ihn beschäftigt war, als ob sie ihn für ihre Anwesenheit um Nachsicht bitten wollte, als ob seine Gegenwart ihr den Atem nahm; wenn er bei Tisch einmal aufblickte, weil ihm irgend etwas fehlte, ein Messer, ein Streichholz, trat sofort ein besorgter Zug in ihr Gesicht. Abends aber saß sie stundenlang bei ihm, den großen Flickkorb vor sich oder mit einer Handarbeit beschäftigt. Dann hingen bisweilen, unbemerkt von ihm, ihre braunen nachdenklichen Augen in inbrünstiger Hingebung, in stiller, wortloser Sehnsucht an seinem Antlitz.

Es gibt ein Martyrium, das noch tausendmal schlimmer ist, als der Verzicht des abgewiesenen

Mannes; das ist das Hoffen und Harren des heimlich liebenden Weibes, das, eng gebunden durch Sitte und Zucht, mit geschlossenen Lippen, mit blutendem Herzen den Ersehnten ahnungslos an sich vorübergehen sieht.

Jahre hindurch hatte Hedwig das Geheimnis ihrer Liebe zu Otto in sich verborgen. Nur in der einen dunklen Nacht, als sie erfuhr, daß alles vorbei war, daß das junge, blonde Elfenkind, das sie selbst zu sich gerufen, ahnungslos ihres Lebens Traum zerstört, da hatte sie im Jammer und Leid in die Kissen gebissen, mit sich und ihrem Gott gerungen, bis der Morgen sie wieder kühl und beherrscht sah.

In dieser Nacht hatte sie alles in sich begraben. Sie war zu vornehm in ihrem Empfinden, um auch nur mit einem Hauche noch des Mannes zu begehren, der einer anderen angehörte. Grau in grau sah sie die Zukunft vor sich, aber aufrecht ging sie den Weg der Pflicht. Und doch wollte sich manchmal ein bitteres Gefühl gegen die junge, blonde, liebliche Frau in ihr Herz einschleichen, die ihr mit ihren kleinen Händen Leben und Lieben zertrümmert.

Zu jener Zeit war Hedwig auch die Triebfeder gewesen, daß ihr Vater die Berufung nach

Kiel annahm; allzusehr hätte sie darunter gelitten, das junge Glück in Susis Heim mit ansehen zu müssen.

Dann kam Susis Tod.

Und wie nach langer Dürre ein furchtbares Gewitter mit einem Schlage die tote Steppe weckt, daß rings an Baum und Strauch das Blühen nicht enden will, so erwachte alles, was Hedwig längst in sich erstorben geglaubt, nun unwiderstehlich, mit doppelter Kraft in ihr.

Am Sarge seines toten Weibes sah sie den Mann ihrer Liebe wieder.

Tief erschüttert kehrte sie heim.

Sie hatte Susi trotz allem ehrlich liebgehabt und betrauerte aufrichtig ihr jähes Ende; aber der Glaube an ein kommendes Glück wollte nun nicht mehr schweigen, die Liebe war doch das Stärkste jetzt in ihr.

Und wieder begann das Martyrium, das Warten, das Langen und Bangen, Monate hindurch, bis das wachsende Leiden des Vaters sie ganz in Anspruch nahm, alles andere in ihr zurückdrängte, bis sie ihn zur letzten Ruhe geleitete.

Aber als Otto dann zu ihr kam, als sie erkannte, daß in seinem Hause Raum für sie war,

ein Wirkungskreis ihrer harrte, an seiner Seite, ihm und seinem Kinde zum Segen, da glaubte sie förmlich zu spüren, wie noch einmal, wohl zum letzten Mal, das Glück auf sie zuglitt, lächelnd, Rosen in den Händen.

Und mit raschem Entschluß bot sie ihm ihre Hilfe an.

Denn sie liebte ihn wirklich, selbstlos, ohne an äußere Vorteile zu denken, die seine Neigung ihr bringen konnte. Liebte ihn, — nicht mit der Liebe des flügge werdenden Mädchens, dessen Seele erfüllt ist von wirren Träumen, von goldfunkelnden Hoffnungen auf einen nie endenden Liebesrausch, — nein, mit der tiefinnigen Liebe des gefestigten Weibes, das stolz zu dem geistig überlegenen Manne aufblickt, ihrer Pflichten bewußt, bereit, gute und böse Tage mit ihm zu teilen. Sie hätte freudig für ihn mit ihrer Hände Arbeit das Brot erworben, wäre ohne Besinnen mit ihm ins Elend gegangen.

Aber sie war zu klug, sich an ihn zu drängen.

Hätte sie das getan, er würde sie bald von sich gewiesen haben; doch nach wie vor wich sie ihm ängstlich aus, hielt sie sich so fern von ihm, daß er sich gerade deshalb um so mehr

an sie anschloß, als den einzigen Menschen, der sein Leid schonte, der niemals die schmerzende Wunde in ihm berührte.

Sie merkte wohl, wie er sich ihr entzog, dann wieder sie suchte. Und sie litt unsäglich unter der schrecklichen Ungewißheit. Jeden Augenblick fürchtete sie, sich zu vergessen, in Schluchzen auszubrechen, ihm ihre Liebe zu verraten. Immer häufiger begann sie unter dem Vorwande, durch die Pflege des Kindes in Anspruch genommen zu sein, auch nach dem Abendessen sich von ihm fernzuhalten. Und bald saß er Abend für Abend allein.

Er hörte förmlich die Einsamkeit um sich, in dem Zischen des Gases, das ihn zu verhöhnen schien, in dem gleichmütigen Ticktack der Uhr, in jedem der leichten Geräusche, von denen die Nacht erfüllt ist. Wie lebendig begraben kam er sich vor, wenige Schritte von diesem Mädchen, das so treu für ihn sorgte und doch sich von ihm schied. Hundertmal war er im Begriff, unter dem entnervenden Druck des Alleinseins aufzustehen, sie zu rufen, sie zu fragen, warum sie ihm so weh tat. Aber er hielt sich zurück; er wollte nicht betteln, so bettelarm er auch war. Und so blieb er allein, und die Uhr ging ihr

herzloses Ticktack, und das Gas zischte weiter, einförmig, höhnisch, und immer mehr nahm ihm die lastende Luft den Atem. Die Uhr schlug zehn und elf und zwölf. Er wurde nicht müde, ging nicht zur Ruh. Er wartete. Sie mußte ja endlich besorgt werden, mußte ja kommen, nach ihm zu sehen. Sie tat es nicht. Oft war er in Versuchung, irgendeine Schale zu fassen und zu Boden zu schmettern, nur um sie hereinzuzwingen, der unerträglichen Spannung ein Ende zu machen.

Er wagte es nicht.

Und mit dem leisen Gefühl der Demütigung erwachte der Trotz in ihm, keimte das Samenkorn, das ein Fremder ihm wider seinen Willen ins Herz gepflanzt, flackerte der Gedanke in ihm auf, Ersatz für das Verlorene zu finden.

Mochte sie ihn nicht, den Witwer, mit dem pflegebedürftigen, zarten Kinde? Oder konnte sie ihm nicht vergessen, daß er einst Susi ihr vorgezogen hatte? Aber warum war sie dann in sein Haus gekommen, bei ihm geblieben? Weshalb quälte sie sich bei ihm ab, im freudlosen Heim, in schlaflosen Nächten sich um sein Kind sorgend? Warum lud sie solche Dankesschuld auf ihn, wenn sie den Dank verschmähte?

Er brauchte keine Almosen, wollte sie nicht haben.

Aber Hedwig hatte eine Feindin. Ein lachendes, liebliches Weib, das dort draußen unter dem Efeu den letzten Schlaf schlief. Eine unerbittliche Todfeindin, die der Grabhügel unangreifbar machte, die immer jünger, immer strahlender auflebte, je mehr ihr sterblich Teil zerfiel; die heute noch mit den kleinen, winzig kleinen Händen, die längst erstarrt waren, des Gatten Stirn liebkoste, mit weichen Lippen, die nicht mehr lächelten, ihm brennende Küsse der Erinnerung gab. Eine Tote, die Tag für Tag zwischen ihnen saß, mit den blonden, schon lange vom schaurigen Kampf der Agonie durchfeuchteten Flechten, und die dem Manne dort trotzdem noch immer das Herz berückte.

Hedwig erkannte das wohl. Nur allzuoft redete Otto sie mit „Susi" an, um sich dann hastig zu verbessern. Und zum erstenmal glimmte in ihr etwas ausgesprochen Häßliches, Neidisches auf. Hatte jene nicht das Glück im Übermaß genossen, von dem Augenblick an, in dem des Mannes Kuß sie zur Braut gemacht, bis zu dem letzten Händedruck, der ihn zerbrach? Hatte denn nicht der Lebende Recht?

Konnte sie, die Tote, der Freundin, der treuen Pflegerin ihres Gatten und Knaben nicht auch ein wenig Liebe gönnen? Ein ganz klein wenig Liebe?

Mit flimmernden Augen sah Hedwig hinauf zu dem Bilde der jungen Frau.

Eines Abends blieb Hedwig gegen ihre Gewohnheit ihm gegenüber sitzen; und als Otto eben ein Buch schloß, das er ausgelesen, sagte sie mit unsicherer Stimme:

„Verzeihung, Herr Professor, wenn ich störe. Ich habe einen Brief bekommen."

Er blickte hoch. Sie schien ihm noch um einen Hauch blasser als sonst; ihre braunen Augen hafteten auf dem Tisch, ihre Lippen waren fest geschlossen. In ihrer Hand hielt sie ein Schreiben.

„Einen Brief?" fragte er flüchtig zurück. „Soll ich ihn lesen?"

„Ich möchte Sie darum bitten."

Otto nahm ihr das Schreiben aus der Hand und öffnete es.

Es war aus Kiel, ihrer letzten Heimat. Der Schreiber hielt in schlichten, ehrlichen Worten um Hedwig an. Aus seinen Zeilen ging hervor, daß er seit einigen Jahren verwitwet war, drei kleine Kinder hatte und Vermögen besaß.

Flüchtig berührte er ein Gespräch, das er mit ihr schon in Kiel gehabt, unter anderen Verhältnissen, bei Lebzeiten ihres Vaters. Er schloß mit der Bitte, ihm seinen Schritt nicht zu vergen, — er könne sie nicht vergessen. Sie möge über ihn und sein Lebensglück entscheiden.

Lange hielt Otto das Blatt in der Hand. Dann legte er es ohne ein Wort wieder vor sie hin.

Er war von dem, was er gelesen, schwer betroffen. Wenn seine Gedanken sich auch in immer wachsendem Maße mit Hedwig beschäftigt hatten, — nie war es ihm in den Sinn gekommen, das Weib in ihr zu sehen. Sein Lieben lag mit zerbrochenen Flügeln am Boden, all seine Sehnsucht war eingesargt in den Totenschrein, in den er Susi gebettet. Und jetzt trat ihm aus den Zeilen, die dort vor ihm lagen, ein Mann vor Augen, ein festgefügter, willensstarker Mann, wie er die Arme öffnete, die Hedwig einen sicheren Schutz boten, ein Mann, der dieses stille, herbe Mädchen aus tiefem Empfinden heraus zur Gattin, zur Mutter seiner Kinder begehrte.

Wieder blickte Otto auf. Er sah die braunen Augen des Weibes ihm gegenüber mit unsäglicher Spannung an ihm hängen.

In derselben Sekunde glitten ihre Augen von ihm ab. Ernst und blaß saß sie vor ihm; nur ihre Brust hob und senkte sich schwer. Noch immer schwiegen sie. Dann fragte er zögernd:

„Sie werden annehmen?“

Sie erwiderte nichts. Nur ihre schmalen Hände glitten unstet, unruhig, wie im Fieber über die Tischdecke. Und scheu, ohne den Blick zu heben, antwortete sie:

„Ich hab’ ihn schon einmal abgewiesen.“

Er ließ die Augen nicht von ihr. Er fühlte sich wie betäubt, einem Menschen gleich, den eine schwere Enttäuschung getroffen. Wenn sie die Werbung annahm! Dann würde für ihn die Unruhe wieder beginnen, der tägliche, zermürbende Kampf mit aufsässigen Dienstboten, die seine Gewohnheiten nicht kannten, sich nicht die Mühe gaben, sie kennen zu lernen, die Not mit den fremden Weibern, die nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht waren, die die Pflege des Kindes als eine lästige Pflicht betrachteten, es verkommen ließen.

Er seufzte in bitteren Gedanken auf.

„Und was werden Sie jetzt tun?“ fragte er weiter.

„Ich liebe ihn nicht,“ antwortete sie leise.

Er blies nachdenklich den Rauch seiner Zigarre vor sich hin. Er wußte, er handelte gegen sein eigenes Interesse, aber er war ehrlich genug, sich zu überwinden. „Vielleicht ist es doch das Glück, Fräulein Hedwig," sagte er, während sein Blick von ihr abirrte.

„Sie raten mir zu, Herr Professor?" fragte sie mit verhaltener Stimme.

Er schwieg lange. Dann antwortete er:

„Sie kennen das Wort, Fräulein Hedwig: In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!"

Sie sah stumm vor sich hin. Und plötzlich war es mit ihrer Kraft zu Ende. Sie legte den Kopf tief in die Hände, ihre schlanken Schultern bebten.

Er fuhr hastig hoch. „Was ist Ihnen?" fragte er erschreckt. Aber schon richtete sie sich auf. Und wieder sah er ihre Augen an ihm hängen, in so unbezwinglicher Sehnsucht, so hilfloser Hingabe, daß ihm der Herzschlag stockte.

Blitzartig war die Wahrheit in ihm aufgetaucht: Sie liebte ihn.

Fassungslos stand er neben ihr und blickte auf ihr dunkles, schweres Haar hinab.

„Verzeihung, Herr Professor," sagte sie

jetzt leise, fast demütig, „es soll nicht wieder vorkommen. Kein Mensch, der immer seiner Herr ist."

Er ging langsam um den Tisch herum, auf seinen Platz zurück. „Es ist nur allzu verständlich," antwortete er in warmem Tone, „vor einer solchen Entscheidung! Aber in jedem Falle, Fräulein Hedwig, würde ich meinen Entschluß nicht übereilen."

Stumm erhob sie sich. „Gute Nacht, Herr Professor," sagte sie dann, ohne auf seine letzten Worte einzugehen.

„Gute Nacht, Fräulein Hedwig," erwiderte er herzlich. „Ich kann Ihnen so furchtbar schwer raten, dazu bin ich viel zu viel Partei. Denn wie sehr ich Sie vermissen würde, das wissen Sie ja selbst."

Einen Augenblick stand sie ihm gegenüber, als dränge sich ihr eine Frage gewaltsam über die Lippen. Aber sie raffte sich zusammen und sagte nur noch einmal tonlos:

„Gute Nacht."

Am nächsten Tage berührte keiner von ihnen den Vorfall. Erst am dritten Tage fragte Otto unvermittelt, als sie sich abends gegenüber saßen:

„Haben Sie sich entschieden, Fräulein Hedwig?"

Sie blickte ihm fest in die Augen. „Ja," antwortete sie. Weiter nichts.

Er zögerte einen Augenblick. „Für ihn?"

Sie schüttelte stumm den Kopf.

„Sie haben es reiflich überlegt?" forschte er weiter. Ihm war ein Stein vom Herzen gefallen.

„Ich brauchte nicht erst zu überlegen," antwortete sie karg, wie widerwillig.

Er wagte nicht weiter zu fragen. Aber von diesem Tage an fühlte er sich ihr doppelt verpflichtet, durch neue, unsichtbare Fäden enger mit ihr verknüpft. Denn jetzt wußte er, welch Opfer ihm ihre Liebe gebracht.

Inzwischen spielte sich ein anderes Drama hinter den Kulissen ab. Dante hat in seinem „Inferno“ alle Höllenqualen des Menschen geschildert, nur die nicht, die ein widerspenstiger Dienstbote bereiten kann.

Und gerade in dieser Kunst bildete sich die gute Berta als Star aus.

Zuerst hatte sie die Nachricht von Hedwigs Eintreffen äußerlich ohne Widerspruch, innerlich mit gewaltigem Frohlocken aufgenommen; sie war einfach selig, jegliche Verantwortung los zu werden. Aber trotzdem war sie nicht der Charakter, der sich nach einem Zeitraum unbedingter Selbständigkeit sofort in eine Abhängigkeit gefügt hätte, die sie bei Susi und schon vorher lange Jahre hindurch bei Tante Amalie nicht kennen gelernt hatte.

Hierzu kam noch eins.

Niemand außer Otto hatte Susi so nachgetrauert, wie gerade Berta. „Ihre“ Susi war es gewesen, die in kurzem Röckchen sittsam zur

Schule gewandert, die in Kranz und Schleier zum Altar geschritten, die um ihres Kindes willen, dank jenem Scheusal von Geheimrat, elend gestorben war. Und jetzt gönnte sie es Hedwig, diesem Eindringling, nicht, daß er sich hier in denselben Räumen als Hausfrau aufspielte, in denen Susi gewaltet hatte. Immer stärker wurde dieser Widerwille in ihr, verbitterte und vergiftete er sie. Sie hatte Stunden, wo sie sich freute, wenn irgend etwas nicht klappte, nur weil es Hedwig zur Last fallen mußte. Und schließlich begann sie ihr selbst Steine in den Weg zu legen. Sie widersprach bei jeder Gelegenheit; sie zerbrach unglaubliche Mengen Geschirr, sie wurde unpünktlich mit dem Essen, versalzte es oder ließ es anbrennen. Und in ihrer Schadenfreude hungerte sie selbst gern mit, so oft die Speisen fast unangerührt wieder in die Küche kamen.

Doch Hedwig ließ sich nicht beirren; ruhig suchte sie alle Schwierigkeiten zu überwinden, schweigend tat sie ihre Pflicht.

Aber Berta ließ nicht locker. Sie, die mit den geschärften Augen des Übelwollens die Vorgänge beobachtete, die mit immer größerer Eifersucht sah, wie Susis Knabe an Hedwig zu

hängen begann, wie er weinend von ihr zu jener begehrte, entdeckte auch bald an hundert kleinen Zeichen, was Hedwig ängstlich zu verbergen bemüht war.

Eine ungeheure Empörung kam über sie.

Was, — diese Hedwig, diese niederträchtige schwarze Hexe mit ihrem „Herr Professor!" vorn und „Herr Professor!" hinten, die wollte sich hier einnisten, sich an Susis Stelle als Gnädige spreizen? Was tun? Schweigen? Wo dieses Weib jeden Tag ihr heimtückisches Netz zuziehen, diesen verblendeten Mann endgültig einfangen konnte? Nein, — jede Faser in Berta wehrte sich dagegen. Es wäre bodenlos feige von ihr gewesen, mit schlaffen Händen das Unheil herankommen zu sehen, es war ihre heilige Pflicht zu reden, zu warnen und zu retten.

Doch viele Wege sind's, die nach Rom führen. Welcher war der beste, der kürzeste, sicherste?

Es arbeitete hart und lange in dem eckigen Schädel unter dem straffsitzenden sandfarbenen Haar. Nirgends wollte sich ein Punkt zeigen, von dem aus sie die Feindin hätte aus den Angeln heben können.

Wenn aber ein Weib das andere so tief als

möglich verwunden will, so wählt sie immer instinktiv die empfindlichste Stelle der Gegnerin, ihre Frauenehre.

Und so begann es denn endlich auch in Bertas Hirn zu dämmern. War es nicht ein Skandal, dieses feine Fräulein, das sich nicht entblödete, da unten, fast Tür an Tür mit dem Herrn des Hauses zu schlafen? War es ein Wunder, wenn die Leute schließlich darüber reden würden? Oder — der sittlich tief entrüsteten Berta stockte der Atem — sprachen sie etwa schon davon? Kein Zweifel, längst mußte die Stadt von dumpfen Gerüchten voll sein, in heller Empörung über diese Schamlosigkeit.

Und, kaum gedacht, stand es bei Berta schon fest: Jawohl, die Leute schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, wie dieses geriebene Weib sich frech über Zucht und Scham hinwegsetzte! Das konnte sie dem Professor nicht verschweigen, wie die ganze Welt über dieses abgefeimte Frauenzimmer dachte. Nein, Berta müßte keine Spur von Selbstachtung mehr haben, wenn sie den Namen ihres Herrn, den Ruf von Susis Gatten schweigend durch den Schmutz schleifen ließ!

Und in der festen Überzeugung, daß der Abend die Verhaßte schon in weiter Ferne sehen würde, ging sie am nächsten Morgen entschlossen zu Otto in das Zimmer.

Mit vor Aufregung schriller Stimme sagte sie ihren Spruch her, immer mehr auftragend, in zornigem Eifer sich auf die Brust schlagend. Sie wußte, daß Hedwig zur Stadt hinabgegangen war und keine Überraschung drohte.

„So wahr ich hier stehe, Herr Professor, überall wird getuschelt und geredet . . . Meine Pflicht als treuer Dienstbote . . . Das geht so nicht länger, Herr Professor, das geht nicht!“

Otto sah sie fest an. „Können Sie mir Namen sagen?“

Berta verwirrte sich. „Namen? Nein, Herr Professor. Die Leute sind ja viel zu schlau, die reden nur immer so vor sich hin. Aber man weiß doch, wie's gemeint ist.“

„Und was haben Sie diesen Leuten geantwortet?“ fragte Otto weiter.

Berta geriet ganz ins Stottern. „Geschimpft hab' ich, Herr Professor, und die Hände gerungen und den Himmel zum Zeugen angerufen — und —“ Sie schnappte in tödlicher Verlegenheit nach Luft.

„Ich zweifle nicht, daß Sie in guter Absicht zu mir gekommen sind,“ sagte jetzt Otto kalt. „Ich würde allerdings gewartet haben, bis ich Tatsachen bringen kann, gegen die man vorzugehen vermag. Denn darüber kann ich Sie beruhigen: Fräulein Benting, der ich zu größtem Danke verpflichtet bin, die bleibt! Und ich wünsche, daß sie unter keinen Umständen von diesen Gemeinheiten etwas erfährt. Guten Morgen.“

Er wandte sich wieder zu seiner Arbeit.

Berta war in ihre Küche zurückgekommen, sie wußte nicht wie. So hatte sie den Herrn seit langen Monaten nicht gesehen, so kurz und entschieden. Und langsam verdichtete sich die Erkenntnis in ihr, daß sie eine unerwartete Niederlage erlitten hatte.

Alles verzeiht man seinen Mitmenschen, nur nicht die eigenen Dummheiten. Und so kochte denn jetzt zu allem anderen noch eine grenzenlose Wut gegen diesen Professor in Berta hoch. War das der Dank für ihre Anhänglichkeit, dieser in schroffe Worte gekleidete Vorwurf? Sie gestand sich nicht, daß Ottos Antwort sie vor allem deshalb so tief kränkte, weil sie deutlich verriet, daß ihre Vermutungen nur Hirn-

gespinnste gewesen waren. Und mit dem Trotz, der sich selbst ein Leid zufügt, nur um dem anderen zugleich weh zu tun, sagte sie zum nächsten Ersten den Dienst auf:

„Nein, Fräulein, hier dank' ich dafür. In solchem Hause fühl' ich mich nicht mehr wohl!"

Sie lauerte förmlich darauf, daß Hedwig sie nach den Gründen fragen sollte. Aber die tat ihr den Gefallen nicht; stumm nahm sie die Kündigung entgegen.

Und Berta wartete, ihres Triumphes gewiß. Die beiden mußten ja einsehen, daß es ohne die gute Berta nun einmal nicht ging, mußten doch endlich kommen und händeringend sie zum Bleiben zu bewegen suchen. Wenn Berta vom kaudinischen Joch und vom Gang nach Kanossa etwas geahnt hätte, würde sie sicher nicht ohne Befriedigung diese peinlichen Ereignisse mit Ottos und Hedwigs gegenwärtiger Zwangslage verglichen haben.

Aber Tag für Tag ging dahin, und nichts geschah.

Und am ersten Juli, der Not gehorchend, nicht dem eig'nen Trieb, ging Berta wirklich, mit rotgeheulten Augen, ohne Abschied zu nehmen.

Ein neues Mädchen kam.

Und vor den verwunderten Blicken der Fremden, die von ihm zu Hedwig und wieder zurückglitten, begann Otto aufs neue zu überlegen.

Denn ganz ohne Eindruck waren Bertas Worte doch nicht auf ihn geblieben.

Und zum erstenmal dachte er ernsthaft an die Möglichkeit, Hedwig für das Leben an sich zu fesseln.

Wenn er fern von ihr war und nur die Gedanken in ihm miteinander rangen, befestigte sich sein Entschluß; war sie aber bei ihm, dann schien es ihm wieder ganz unsinnig, jetzt, wenige Monate nach Susis Tode, um ein zweites Weib zu werben. Nein, er konnte nicht, er konnte es nicht!

Aber wenn er es nicht konnte, — durfte er dann Hedwigs aufopfernde Hilfe dauernd in Anspruch nehmen, ihre Güte mißbrauchen, ihr die Jugendjahre rauben, durfte er Hoffnungen täuschen, die vielleicht von Tag zu Tag in ihr wuchsen? Und hatte Berta nicht doch Recht gehabt, stand Hedwigs Ruf nicht in Gefahr zu leiden?

Nebenan schrie das Kind. Und er sann und

sann. Für sich wollte er ja nichts, ihm hatte das Leben des Herzens höchstes Glück geschenkt. Aber sein Kind brauchte eine Mutter; ihm gegenüber hatte er Pflichten, denen er sich schon allzu lange entzogen. Nur Hedwig hatte er es zu danken, wenn ihm bisher ein Vorwurf erspart geblieben war. Für das Kind war Hedwig unersetzbar.

Wenn sie aber blieb, konnte sie es nur als seine Frau.

Wohin Otto auch blickte, immer kam er aus dem Labyrinth seiner Überlegungen und Zweifel zum gleichen Ziel. Er wurde müde, wie ein Mensch, der schließlich mutlos die Hände in den Schoß legt, wenn er, von großer Sorge gequält, keinen Ausweg sieht.

Es war ja schließlich alles so furchtbar gleichgültig, wenn es schon einmal über kurz oder lang um des Kindes willen sein mußte, ob Hedwig, ob eine andere. Die einzige Frage war: Würde Hedwig am besten für ihn und für das Kind sorgen? Das mußte er bejahen. Und dieser einen, entscheidenden Tatsache gegenüber trat alles andere zurück.

Und Otto Haardt vergaß zu fragen, was Hedwig Benting an seiner Seite vom Leben

erhoffen durfte. Vergaß, daß, ehe er sie zum Weibe nahm, es seine Pflicht war, ihr sein Herz aufzudecken, ihr offen zu sagen, was er ihr noch zu bieten vermochte.

Und schon häufte er Gründe auf Gründe. Gab es nicht Tausende und aber Tausende von Verstandesehen, in denen zwei Menschen sich zu gemeinsamem Lebensgange, ohne Leidenschaft und Sentimentalität die Hände reichten, Ehen, die nach dem Volksglauben sich oft glücklicher gestalteten, als die im Liebesrausch geschlossenen? Hedwig wußte doch, wie heiß er seine Frau geliebt, wie treu er ihr das Andenken wahrte. Hatte sie nicht gesehen und sah es täglich noch, wie schwer er noch immer unter dem furchtbaren Schlage litt? Sie war klug und beherrscht; wie sollte ihr der Gedanke kommen, daß er ein Glück von ihr ersehnte, das unwiderruflich für ihn vergangen war und niemals wiederkehrte? Auch sie konnte nur an einen Freundschaftsbund denken, an einen Bund zweier ernster, gereifter, pflichtbewußter Menschen.

Und doch schrie innerlich eine Stimme in ihm: Tu's nicht! Halte sie nicht, laß sie von dir gehen! Sie ist es ja gar nicht, die du er-

sehnst, — nur Susi ist's, an der dein Herz hängt, die bei dir ist, Tag und Nacht . . .

Susi!

Susi war tot . . .

Vergebens zwang er sich, nicht an sie zu denken.

Und plötzlich erwachte ein blinder, egoistischer Trotz in ihm. Susi tat ihm allzu weh. Sie hatte weitaus das bessere Los gezogen, hatte ausgelitten, in der Sekunde, in der sein bitterstes Leiden begann; sie war hinübergegangen, ohne das Bewußtsein ihres Sterbens, schmerzlos, zum Frieden, um ihn in Sorge und Jammer, mit gebundenen Händen an der Wiege des hilflosen Kindes zurückzulassen. Wahrlich, sein Schicksal war viel, viel schwerer, als ihres. Er hatte sie zum Weggenossen gewählt für ein langes, gesegnetes Leben; jetzt, wo sie ihn hatte verlassen, verlassen müssen, nach kurzem Wandern, war es sein gutes Recht, sich einen neuen, starken Gefährten zu suchen. Susi konnte es selbst nicht wollen, daß er in dieser beständigen qualvollen Einsamkeit, die ihm zum Verhängnis wurde, die sein ganzes Leben in Schatten tauchte, unterlag, daß er Mut, Kraft und Hoffnung für immer einsargte in das grüne Grab

da draußen. Sie durfte ihm nicht verargen, wenn er die schleifenden Zügel seines Willens wieder faßte, in festen Händen hielt, vorwärts blickte mit neuen Zielen, rückwärts nur in Dankbarkeit, Wehmut und Entsagung. Sie hatte ihn ja so übermenschlich liebgehabt, ihm niemals einen Schmerz bereitet. Und wenn sie aus ihrem Grabe heraus sprechen könnte, sie würde die erste sein, die zu ihm sagte: Behalte mich lieb, vergiß mich nicht! Aber schaff' dir die Freude, die dir zu schenken der Tod mir verwehrt. Dein Glück ist mein Glück, dein Friede der meine!

Und doch stand Susi unablässig vor seinen Augen, mit bangem, von Tränen verschleiertem Blick, wie Jesus im Garten von Gethsemane in der Stunde, da er verraten ward.

Eines Abends im Anfang des Augusts, als Hedwig schon zur Ruhe gehen wollte, brachte, wie so häufig im Leben, ein flüchtiges Wort den Stein ins Rollen.

Er sprach von seinen historischen Studien, von dem Getriebe der Menschheit, all die Jahrtausende hindurch, von ihrem unstillbaren Sehnen nach Erkenntnis und Wahrheit, Gerechtigkeit und Glück, rastlos von dem Schwungrad der Hoffnung gejagt. „Und doch reden dieselben Menschen höhnend von Hoffen und Harren, das sie zum Narren macht.“

„Ich kenne ein anderes Wort,“ erwiderte sie, „von der Hoffnung, die nicht zuschanden werden läßt.“

„Mich hat sie zuschanden gemacht,“ sagte er bitter.

Sie schwieg. Sie konnte es nicht mit anhören, wenn immer wieder die Erinnerung ihn beherrschte und lähmte. Ernst blickte sie vor sich hin. Dann sagte sie entschlossen:

„Es gibt törichte, unsinnige Wünsche, die

sich nie erfüllen, sich nie erfüllen können, eitles Hoffen, das immer ein Zeichen von Schwäche ist."

„Oder von Not, die über unsere Kraft," warf er ein.

Sie reckte sich hoch. „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, — nur das ist die rechte Hoffnung, der rechte Weg zum Glück."

Er schüttelte den Kopf. „Kein Mensch kennt den Weg. Wir Menschen sind nichts als ein Spielball in der Hand der Götter. Und was ist Glück? Wie manches, das wir heiß ersehnen, jubelnd begrüßen, ist doch nur die Pforte zum Unheil."

„Glück," erwiderte sie, „ist die Kraft des Herzens, das Unglück zu meistern."

„Ein stolzes Wort," antwortete er. „Und kann sich Ihr Herz solcher Kraft rühmen?"

„Mein Herz?" Eine feine Falte trat auf ihre Stirn. „Wer fragt nach meinem Herzen?"

„Jeder, der es schätzt."

Sie blickte verloren vor sich hin. „Keiner tut das," erwiderte sie finster.

„Ich spreche nicht von mir," warf er lebhaft ein. „Aber ich weiß einen Mann, der kürzlich an Sie schrieb, um Ihre Hand warb. Der tat es gewiß."

„Und brachte es ihm das Glück?“ fragte sie herb.

„Das liegt noch immer in Ihrer Hand,“ antwortete er ernst.

Sie schlug die Augen zu ihm auf. Tief stand die Falte zwischen den Brauen. „Er ist der Rechte nicht,“ sagte sie dann bestimmt.

„Und wer ist dieser Rechte?“ fragte er gespannt.

Sie zuckte die Achseln. „Ich bin noch jung, ich kann warten.“

Otto sah nachdenklich vor sich hin. „Ich denke es mir furchtbar, zu warten,“ sagte er, „wo jeder Tag, jede Stunde die Erfüllung bringen kann und keine sie bringen will.“

„Hoffnung ist alles,“ antwortete sie mit starren Augen, „sie ist das treibende Gewicht am Uhrwerk unseres Lebens.“

„Und so stark ist die Hoffnung in Ihnen?“ fragte er mit klopfendem Herzen.

„Mein Herz ist voll von ihr,“ sagte sie, tiefaufatmend, ihn stolz und frei anblickend.

„Auch heute noch?“

„Heut mehr als je,“ erwiderte sie ebenso, den Blick nicht von ihm lassend.

Otto fühlte, wie seine Hand zitterte. Er

ahnte, er stand vor einer neuen Entscheidung. Eine unwiderstehliche Gewalt trieb ihn vorwärts. „Und ist Ihnen schon einmal im Leben ein Mann begegnet, vor dem Ihr Herz hochschlug: Das ist der Rechte?“ fragte er unsicher.

„Ja,“ antwortete sie ohne Zögern, mit aufleuchtenden Augen. „Ein einziges Mal in meinem ganzen Leben.“

„Und ahnte er es?“

Sie zuckte die Achseln. „Wer's nicht empfindet, ist es nicht,“ antwortete sie, plötzlich wieder kühl.

„Und wer es tut, der kann sich irren, wie jener, der um Sie anhielt.“

Sie antwortete nicht. Sie kroch förmlich in sich zusammen. Langsam legte sie ihre Arbeit in den Korb, stand sie auf, um zu gehen.

Er trat hastig auf sie zu. Er faßte ihre Hand und sah ihr forschend ins Antlitz. „Wozu quälen wir uns, Hedwig?“ fragte er mit heiserer Stimme. „Kann nicht auch Jammer und Leid, in heißen Schmerzen durchkämpft, die Pforte zu neuem Glück sein?“

Sie suchte ihre Hand zu befreien. Aber er zog sie näher an sich und legte den Arm um

sie. „Bin ich es, Hedwig?“ fragte er erregt. „Bin ich der Rechte?“

Sie begann leise zu weinen.

Sie tat ihm leid. Er zog sie fester an sich. Und sie lag an seiner Schulter und schluchzte zum Herzzerbrechen.

Er hob ihr den Kopf. „Einig, Hedwig?“ fragte er.

Zum erstenmal sah er eine Blutwelle in ihr blasses Gesicht steigen. Mit überströmenden Augen blickte sie ihn selig an. Und sie küßten sich.

Dann, ohne ein Wort weiter, trennten sie sich als Verlobte.

In dieser Nacht träumte Otto zum erstenmal nach Susis Tode von ihr. Er war mit der Toten in großer Gesellschaft, er zitterte davor, daß irgend jemand der Ahnungslosen, harmlos Fröhlichen verrate, daß sie gestorben war. Dann wieder lebte sie, war sie garnicht tot. Mit frohem Trällern huschte sie wie einst durch die Räume, treppauf, treppab, wie ein Sonnenstrahl durch das Haus spielt; und der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, während er sich den Kopf zer-

brach, wie er ihr seine Verlobung verbergen sollte. Immer wieder beschwor er Hedwig, ihn frei zu geben. Sie weigerte sich; sie küßte ihn keck vor den Augen Susis, die vor Verzweiflung in Tränen zerfloß. Und er weinte mit ihr, weinte über ihrer beider Unglück.

Mit wirrem Kopf wachte er auf. Er mußte sich erst auf den gestrigen Abend besinnen. Und ein Entsetzen zuckte in ihm auf; er kam sich vor, wie ein Mensch, der im Rausch ein Verbrechen begangen, sich für immer unglücklich gemacht hat.

Mühsam zog er sich an. Lange zögerte er, bis er das Zimmer verließ.

Sie stand am Frühstückstisch, auf ihn wartend. Ruhig, ohne Zärtlichkeiten zu heischen oder zu geben, reichte sie ihm die Hand.

Und ebenso kühl besprach sie die Zukunft mit ihm. Eine Braut gehöre nicht in das Haus des Verlobten. Aber sie könne den Knaben nicht dem Mädchen überlassen. Das Beste sei — jetzt, wo das Trauerjahr für ihn vorbei war —, er bestelle das Aufgebot, dann könnten sie über vier Wochen verheiratet sein.

„Eine Braut“, — das Wort aus ihrem Munde wirkte auf ihn wie ein Schlag. Es gab für ihn

nur eine einzige Braut, — sie, die im Myrthenkranz mit ihm am Altar gestanden. Auch die Selbständigkeit in Hedwigs Vorschlägen befremdete ihn; er dachte an Susis zaghafte, kindliche Art, die ihm jede Entscheidung überließ und wie ein Evangelium aufnahm.

Aber er konnte nicht anders, als sich Hedwigs Gründen fügen. Noch am gleichen Tage bestellte er das Aufgebot.

Am Tage vor der standesamtlichen Trauung — gegen eine kirchliche hatte er sich hartnäckig gesträubt, und es war ihr nicht gelungen, ihn umzustimmen — überraschte er sie, wie sie sein Schlafzimmer mit den beiden Betten völlig umstellte. Einen Augenblick dachte sie, der sonst so gleichgültige Mann würde auf sie einspringen, so flammten seine Augen. Aber er faßte sich, wies sie stumm hinaus und stellte mit Hilfe des Mädchens, das erstaunt den Vorgang beobachtete, alles genau so her, wie es in den Zeiten des jungen Glücks, in den bangen Tagen und Nächten gewesen war, als der Tod sich in den Raum schlich.

Den ganzen Tag sprach er kein Wort mit ihr; dann schien er den Vorfall vergessen zu haben.

Aber sie war gewarnt. Sie wußte jetzt, daß er noch weit von der Genesung entfernt war.

Und zugleich tröstete sie sich doch, daß diese Tatsache nicht entscheidend war. Sie müßte kein Weib gewesen sein, wenn sie mit ihrem blühenden Leben, jung, gesund und schön, sich nicht den Kampf mit den Geistern der Vergangenheit zugetraut hätte. Aber diesen Kampf konnte sie nur mit Waffen bestehen, die anzuwenden der Braut noch verwehrt waren. Sie wußte, ihr ganzes künftiges Schicksal hing davon ab, ob sie in diesem Streite erlag oder den Sieg gewann. Und mit unsäglicher Spannung, bald voller Hoffnung, bald heimlich verzagt, sah sie ihrer Ehe entgegen.

Sie wäre entsetzt gewesen, hätte sie in Ottos Seele lesen können. Eine unaufhörliche bohrende Reue fraß in ihm; er hätte sein halbes Leben hingegeben, um seine Werbung ungeschehen zu machen.

Bisweilen fürchtete er, sein Geist gehe aus den Fugen. Eine beständige, immer wechselnde Unruhe quälte ihn und jagte ihn wieder empor, wie einen Menschen, der ein furchtbares Unglück ahnt, ohne zu wissen, wann und von wo ihn der tückische Schlag zu Boden strecken wird.

Unablässig arbeitete und wühlte es in ihm, in sich überstürzender Gedankenflucht; was er auch sinnen und grübeln mochte, alles endete unweigerlich in einem einzigen Ziel, bei ihr, Susi, — wie des Malstroms saugende Kraft das Schiff unmerklich ablenkt, umklammert, in seinen Wirbel zieht und im Strudel begräbt. Er merkte, wie seine Gesundheit nachgab; aber er war außerstande, gegen sich selbst anzukämpfen. Manchmal, wenn er sich wohler fühlte, atmete er auf, in dem Glauben, daß das Schlimmste vorüber sei; aber kaum, daß er frische Hoffnung geschöpft, brach es von neuem über ihn her. Dann stierte er stundenlang vor sich hin, stammelte den Namen seines toten Weibes, bis es ihm wieder vor den entzündeten Augen zu flimmern begann und die unerträglichen Kopfschmerzen einsetzten, die er bisher nie gekannt, und die ihm jetzt schon fast zur Gewohnheit geworden waren. Einmal, als Hedwig ihn an solchem Tage wenige Minuten allein gelassen, sah sie bei ihrer Rückkehr auf seinem aufgeschlagenen Buch die Tränen schimmern. Sie tat, als sähe sie es nicht; sie wußte, es war der Abend, an dem er vor zwei Jahren Susi gewonnen, an dem sie selbst

ihr Schluchzen um ihn in dunkler Kammer erstickt hatte.

Auch er schwieg zu ihr. Er bat nicht um seine Freiheit; er war mit seinem Wort gebunden und wäre sich ehrlos erschienen, hätte er es zurückgenommen. Er beherrschte sich mit eiserner Gewalt; aber je mehr er es tat, desto mehr litt er darunter.

Der Tag der Trauung, der erste September, kam. Hugo hatte kommen wollen, auf Ottos Wunsch aber, der auf seine und Hedwigs Trauer hinwies, Abstand genommen. Zwei Kollegen, die einst auch im Bentingschen Hause verkehrt hatten, waren die Trauzeugen.

Still gingen sie zum Standesamt, still kehrten sie heim. Ein Tag wie alle anderen. Tief im Herzen aber erfüllte ihn ein Grausen vor dem, was er getan. Und immer wieder flackerte es in ihm auf: Das ist ja Wahnsinn, ein toller Spuk, — du träumst einen wirren, unglaublichen Traum . . .

Der Abend war vergangen. Sie sagte ihm gute Nacht. Zum erstenmal schritt sie als Frau in das Zimmer, auf das sie nun ein Recht besaß.

Er blieb in stumpfer Resignation zurück. Einen Augenblick dachte er an Flucht; aber

niemals hätte er diese Räume verlassen können, in denen klein Susi bei ihm gewesen. Und plötzlich fühlte er mit fast greifbarer Deutlichkeit, wie etwas in ihm nachgab, etwas künstlich in den letzten Wochen in ihm aufrecht Gehaltenes, als stürze ein hochragendes, schwankes Gerüst zum Trümmerhaufen zusammen. Und brandend stieg die Schmerzensflut, die er längst verlaufen geglaubt, wieder in ihm hoch; gewaltsam reckte sich die Erinnerung in ihm auf, so weh, so heiß, daß es keine Wehr gegen sie gab ... Susi! Mit einem Mal wußte er, daß sein Gefühl ihn nicht getrogen, daß er in diesen langen Wochen des Kampfes sie niemals vergessen, nichts anderes getan, als an sie gedacht, an seine Susi, seinen Sonnenschein, die sein Herz mit sich genommen, Herz und Mut und Hoffnung und Liebe. Sein ganzer Körper flog, kalte Schauer gingen ihm über den Rücken; die Augen brannten ihm so unerträglich, daß er das Licht löschte. Und im Dunkeln grübelte er verzweifelt vor sich hin.

Sein erster Hochzeitstag tauchte, als sei er erst gestern gewesen, vor ihm auf. Zeit und Raum verschwand; er wußte nicht mehr, daß dort drinnen ein junges Weib mit klopfendem

Herzen seiner harrte. Wieder sah er, wie Susi die Flammen ins Antlitz schlugen, als er mit bebenden Händen den Schleier ihr löste, sie mit zagenden Augen sich in das Brautgemach flüchtete, wie sie in ihrem weißen, im Rücken geschlossenen Brautkleid dann hilflos, von Scham erfüllt, dort auf der Schwelle stand, dort . . . dort . . .

„Allmächtiger Gott!"

Ein Schrei gellte durch den Raum, so wild, so entsetzt, daß Hedwig, die im weißen Untergewand besorgt die Tür geöffnet hatte, um nach ihm zu sehen, vor Schreck zurücktaumelte. Und schon war der Mann zusammengebrochen, wie ein vom Sturm gefällter Baum. Sie sah nur seine Schultern, die, vom Schein der Schlafzimmerampel getroffen, wie im Krampfe zuckten.

So stand sie wohl minutenlang, regungslos.

Und in dieser für ein Menschendasein so kurzen Spanne wurde sie sich klar, daß ihre Hoffnungen in Trümmern lagen, daß sie die Schlacht verloren hatte. Der Tod war stärker als das Leben. Und tapfer, wie Hedwig es war, schloß sie in diesen wenigen Minuten mit alledem ab, was ihres Lebens Zukunftstraum gewesen.

Vor ihre Augen trat ein Bild.

Ein Juliabend in Kiel, wenige Wochen vor Susis Tod. Im Halbdunkel des sinkenden Tages ein Mann vor ihr, ein starker, untersetzter Mann mit breiter Brust, mit blauen Friesenaugen in dem vom rötlichen Vollbart umrahmten Gesicht. In stockenden Worten schildert er, wie er sie lange schon liebgewonnen, spricht er von seinem schlichten, warmen Heim, drei liebe Kindchen darin. Er verstummt; er weiß nichts mehr zu sagen vor dem rätselhaften, in sich gekehrten Blick dort drüben. Er sieht nur diese braunen Augen im Dunkel des Raums.

Schweigend steht sie vor ihm. Dann sagt sie leise:

„Ich danke Ihnen von Herzen, aber ich kann nicht.“

Der Mann sieht sie erschrocken an. Und ebenso leise fragt er zurück:

„Niemals?“

„Niemals,“ antwortet sie. Und mit verschleierter Stimme setzt sie hinzu: „Ich habe kein Glück, ich bringe keinem das Glück.“

Still und gedrückt sieht sie den Mann von sich scheiden.

Und jetzt klingen ihr ihre eigenen Worte von

neuem im Ohr: „Ich habe kein Glück, ich bringe keinem das Glück . . .“ Und dann wieder hört sie sich sagen: „Glück ist die Kraft des Herzens, das Unglück zu meistern.“

Leise tritt sie zu ihrem Gatten und legt den Arm um ihn.

„Weine nicht, Otto,“ sagt sie herzlich. „Laß uns Geduld miteinander haben und auf die Zukunft bauen.“

Es kamen graue Tage, Tage, in denen das Herz den Mut verliert, auf Sonnenschein und klirrenden Frost, auf Frühlingshauch, der die Knospen schwellt, zu hoffen. Sie wanderten nebeneinander her, wie verirrte, todmüde Gesellen im Hochgebirge sich durch den Schneesturm schleppen.

Er gab den Kampf um das Glück auf. Ihm stand jener Reiter vor Augen, der über die russische Steppe jagt, bis schnaubend das Pferd scheut, ein offenes Grab ihm entgegengähnt; nach Nord und Süd, nach Ost und West wirft er das Roß, doch stets klafft wieder vor ihm das Grab, dem keiner, keiner entgeht. Auch er suchte vergebens seinem Geschick zu entrinnen, — immer tauchte sie vor ihm auf, seine Susi,

aus dem Grabe heraus mit ihren lachenden Augen, ihrer schimmernden Schöne das Herz ihm zerfleischend. Und unter dem unablässigen Druck versagte seine letzte Kraft.

Denn schon jetzt glaubte er den entscheidenden Irrtum zu erkennen, den er begangen, als er von einer Verstandesehe mit Hedwig träumte. In diesem jungen, reifen Weibe, das der Erfüllung ihres Lebens und Liebens entgegensah, rollte in heißen Wellen das Blut. Er suchte mit gebrochenem Mast den rettenden Hafen, sie mit schwellenden Segeln das Land der Sehnsucht; er hatte an ihr einen Halt für seinen müden Schritt gesucht, wie der blinde Ödipus an Antigone, sie hoffte, einer Walküre gleich, zu neuem Leben ihn aufwärts zu tragen in der Götter ragende Burg, ihn mit den Schätzen ihrer Liebe zu erquicken.

Und Otto hatte recht gesehen.

Wohl war sie unter dem ersten, grausamen Schlag, der sie an ihrem Hochzeitstage traf, zurückgetaumelt; aber sie war viel zu jung, zu stark, um sofort zu verzagen. Doch eines hatte sie gelernt: Sie sah jetzt ihren Gegner klar vor sich. Nicht ihr Gatte war es, er, der wie vom Liebeszauber vergiftet zu sein schien, — nein,

jene, die wie ein Vampir allnächtlich vom Kirchhof zu ihm hinaufhuschte, mit ihren roten, weichen Lippen sein Herzblut zu trinken. Zwischen Susi und ihr lag die Entscheidung; die Tote mußte sie nochmals töten, wie unten im Süden das Volk den Nachtmahr im Grabe pfählt.

Sie stand ganz allein. Sie hatte nicht Vater noch Mutter, keinen Menschen, der ihr raten, helfen konnte. Sie hatte ihr Schicksal auf eine Karte gesetzt, und sie wollte das Glück zwingen.

Im Hause selbst begann sie ihr Werk; zu oft hatte Otto mit traurigen Augen den Blick durch die Räume gleiten lassen, als daß Hedwig den Bann, den sein Heim auf ihn ausübte, nicht hätte erkennen müssen. Vorsichtig begann sie dies und jenes umzustellen, allmählich das gewohnte Bild der Räume zu verwischen. Nur wenn sie eine größere Veränderung wagte, fragte sie Otto erst; sie hatte den Auftritt im Schlafzimmer kurz vor ihrer Hochzeit nicht vergessen. Dann suchte sie allerhand Gründe hervor; bald stand dieses Tischchen im Wege, bald war jener Sessel zu sehr der Sonne ausgesetzt, dann wieder bat sie, sich ein neues Arbeitseckchen mit dem Blick in das Tal einrichten zu

dürfen. Selten, daß er ihr solchen Wunsch abschlug, aber innerlich wurmte es ihn, legte er ihr dies Verhalten als Herzlosigkeit aus.

Mit tausend kleinen Mitteln, wie nur ein liebendes Frauenherz sie ersinnen kann, verfolgte sie ihr Ziel. Er hatte ihr nach der Verlobung Susis Schmucksachen zur Verfügung gestellt; sie trug sie nicht, um sein Auge nicht zu verletzen. Sie forschte aus, was Susis Lieblingsspeisen gewesen waren, was sie sich auf dem Totenbette gewünscht; und unmerklich verschwand das alles vom Küchenzettel. Sie fühlte selbst, wie kleinlich ihr Vorgehen war, aber sie sagte sich, daß im Kriege und in der Liebe alle Listen gelten. Und sie glaubte ja vor allem an sich selbst, an ihre blühende Jugend, an die Kraft ihrer Liebe, die sie wie ein Panier vor sich hertrug, so stark, so unüberwindlich, daß ihr der Sieg doch endlich werden mußte.

Hatte denn wirklich die andere ihn so geliebt wie sie, mit der ganzen Hingabe des pflichtbewußten Weibes, dem Liebe ein Gottesdienst ist, ein unablässiger Selbstverzicht, ein Sichdahingeben um des anderen willen? Er mußte ja erkennen, daß sie bei aller Freudigkeit doch auch ein Opfer gebracht, daß sie gewußt hatte,

wie schwer es ihr werden würde, ihm Susi zu ersetzen. Da mußte er ihr doch Dank wissen, ihr den steinigen Weg ebnen helfen; er hatte sie doch nun einmal erwählt, sie freiwillig an seine Brust gezogen, er konnte sie jetzt nicht von sich stoßen, wie einen lästigen Hund.

Sie trat vor den Spiegel.

Sie sah ein Weib vor sich, groß und schlank, mit feinem, blassem Gesicht, die mattweiße Haut mit dem rosigen Schein auf den Wangen kühl und glatt, die Brust gestrafft. Schwer legte sich das dunkle Haar um die hohe, an den Schläfen sich einbuchtende Stirn; ernst und ruhig blicken die braunen Augen in die Welt, ohne in Flammenblicken zu verraten, wie heiß es manchmal dort drinnen im Herzen rang und grollte, hoffte und zagte. Und jammernd fragte sie sich: „Warum, warum nur, mein Gott? Was hat bloß Susi getan, daß er sie so grenzenlos, über das Grab hinaus liebt? Wenn Frauenreiz ihn so ganz verstricken konnte, warum verwirft er mich, die schön, schöner vielleicht als Susi ist, die ihm doch auch in demütigem Stolz ein reines Herz, einen gesunden Leib und ihres Magdtums unbefleckte Krone als Brautschatz geboten?“

Verzweifelt grübelte sie vor sich hin.

Und der einzige Mensch, der ihr das Rätsel hätte lösen können, blieb stumm. Nie gab es einen Streit, ein schroffes Wort, — nur ein lautloses, wachsendes, heimliches Grollen, unmerklich, unerbittlich steigend, wie die Flut Zoll um Zoll den rettenden Strand überschwemmt, bis alles unter kochendem Gischt begraben liegt. Hätten sie sich einmal ausgesprochen, in Ruhe, in ehrlichem Wollen, ohne Zorn — vielleicht daß sie doch den Weg zueinander gefunden hätten. Klaffende Schwerthiebe, aus denen das Blut in Strömen fließt, purpurquellend, dem Auge ein Schrecken, schließen sich oft zu verschwindender Narbe; aber der kaum sichtbare Dolchstich, aus dem das Blut heimlich nach innen tropft, der bringt fast immer den Tod.

Sie mochte tun, was sie wollte, es schlug ihr immer zum Schaden aus. Und in ihrer steten Angst, ihm zu mißfallen, verlor sie allmählich das Geschlossene, Selbstbewußte ihres Wesens, wurde sie unsicher und scheu.

Ihr Mahl teilten sie jetzt schweigend, fast feindselig. Ab und zu eine unvermeidliche Frage, die wie zersprungenes Glas klang. Und dann wieder die eisige Totenstille, als fürchteten

sie, mit dem ersten gleichgültigen Wort den Funken in das Pulverfaß zu werfen.

Immer mehr glitten sie auseinander. Auch Hedwig durchweinte jetzt ihre Tage und Nächte; sie fühlte, wie ihre bloße Gegenwart ihn reizte. Er wurde schroff zu ihr, so sehr er es hinterher bereute. Er konnte nicht anders.

Und dann kamen doch wieder Stunden, in denen ihn das Mitleid packte, unsägliches Mitleid mit sich selbst, mit ihr, die wohl auch ihr Leben in Scherben liegen sah, — kamen Stunden, wo er glaubte, daß gemeinsame Not ihre Hände ineinanderlegen könnte, über das Grab dort draußen, das sie zusammengeführt hatte und sie doch trennte. Dunkel empfand er, daß er ihr unrecht tat, daß sie es innerlich ihm vorwerfen mußte. Und dieses Gefühl der Schuld lastete wie ein Alp auf ihm.

Eines Tages machte er eine flüchtige Bemerkung über Susis Lieblingsfarben.

Wie immer, wenn von dieser die Rede war, antwortete Hedwig nicht.

Diesmal fiel es ihm auf. „Warum schweigst du stets, wenn ich von Susi spreche?“ fragte er verletzt.

Sie zuckte die Achseln. „Du redest mehr als genug von ihr," antwortete sie mit zusammengepreßten Lippen.

Mit einem Ruck schob er seinen Stuhl zurück. Die Hände in den Taschen, ging er erregt im Zimmer auf und ab. „Es gibt doch noch Pietät," stieß er dann erbittert hervor.

„Es gibt auch Takt," erwiderte sie mit steinernem Gesicht.

Er sah zu ihr hinüber. „Ich bin erstaunt," sagte er, mit tiefer Falte auf der Stirn, „daß du das weißt."

„Kein Wunder, wenn ich's schon längst vergessen hätte."

Wie Hieb und Gegenhieb flirrte es hin und her.

Er blieb stehn. Er hatte sich mit einmal wieder in der Gewalt. „Hedwig," sagte er langsam, „du weißt nicht, was du tust."

„Das weiß ich wohl," antwortete sie bitter. „Ich lache über eine Närrin, die sich ihr Leben selbst verpfuschte."

„Sich selbst," antwortete er. „Ein wahres Wort, was du da sagst."

„Weil ich Vertrauen hatte zu dir."

Er stand ihr am Tisch gegenüber. Mit beiden Händen hielt er die Lehne des Stuhles

umklammert, aber seine Stimme klang jetzt völlig beherrscht. „Ein jeder Mensch tut gut,“ sagte er, „nicht so sehr auf seine Rechte zu pochen, als seine Pflichten zu bedenken.“

Sie sah fest zu ihm auf. „Ein jeder Mensch tut gut?“ wiederholte sie. „Bloß du nicht, wie mir scheint.“

Er schüttelte den Kopf. „Ist das nicht schrecklich, dieses Leben, dieser Streit?“ sagte er leise.

„Ich bin nicht schuld,“ gab sie mit schwankender Stimme zurück. „Ich kämpfe um mein bißchen Glück.“

„Und glaubst du wirklich, Hedwig, daß das der Weg zum Glück ist?“

Sie sah finster vor sich hin, ihre Nägel preßten sich in ihre Hände. Und plötzlich liefen ihr die hellen Tränen aus den Augen. „Ich vermag das nicht mehr anzuhören,“ klagte sie, „Tag für Tag, Stunde um Stunde. Ich bin dir garnichts, ich kann mir Mühe geben, wie ich will. Ich bin dir doch so gut, Otto, so unsäglich gut, und du dankst es mir nicht. Womit hab' ich denn das alles verdient?“

Er trat dicht zu ihr heran. „Lieb sollst du sein, Hedwig, lieb und weich, wie klein Susi —“

„Hör' auf mit Susi," fuhr sie leidenschaftlich hoch. „Hör' auf mit ihr —"

Er wich zurück. Lange schwieg er. „Genug, Hedwig," sagte er dann, tiefernst. „Es hat keinen Zweck, — wir verstehen uns nicht."

Und stumm verließ er sie, ging er an seine Arbeit.

Er vergaß ihr den Streit nicht, der ihn nur noch mehr von ihr entfernte. Und doch war er sich innerlich klar: Nicht gegen Hedwig allein richtete sich sein Widerstreben. So seltsam es ihm selbst erschien, — aus der unendlichen, abgöttischen Liebe zu seinem ersten Weibe war die Abneigung gegen die ganze übrige Frauenwelt in ihm erwacht, die nun vor allem die traf, die an Susis Stelle getreten. Es war, als habe das Glück an Susis Seite alles in ihm aufgezehrt, was er an Liebe für sein ganzes Leben in sich getragen, und nichts, nicht einen Hauch für alle anderen in ihm hinterlassen. Er kam über die Empfindung nicht hinweg, daß seiner Susi mit Hedwigs Gegenwart ein Unrecht, ein Treubruch zugefügt wurde, genau als lebe sie noch; und er, der in leidenschaftlicher Hingebung stets

den Schild vor seine Susi gehalten, alles Trübe ängstlich von ihr abgewehrt, empfand in seiner Zwangsvorstellung jetzt den Trieb, sich wie zu ihrem Schutze auch gegen Hedwig zu kehren, obwohl er sich nicht verhehlte, daß er diese selbst ins Haus gerufen, sie nun für seine eigene Schuld büßen ließ.

Bis in den Schlaf verfolgte ihn dieser Zwiespalt. Und eines Nachts hatte er einen schweren Traum.

Er saß an seinem Pult, lustlos, unfähig zur Arbeit. Plötzlich schrillte die Glocke, und sein Bruder Hugo trat herein; mit seiner mächtigen Figur, die Hände auf den Pallasch gestützt, pflanzte er sich breitbeinig vor ihn hin. Und in dröhnenden Kommandoworten begann er zu reden:

„Nun sag' mal, Otto," zürnte er, „was ist denn eigentlich hier los? Du kommst dir wohl wunder wie groß vor, weil du der armen Susi die Treue hältst? Sehr schön, aber nicht richtig, mein Freund! ‚Bis daß der Tod euch scheidet', heißt's in der Bibel. Hat einen nun mal solch Leid getroffen, wie ein Hufschlag, der einen glatt umwirft, — wenn das Schlimmste vorbei ist, da schnauft man noch einmal tief auf, denkt sich sein Teil über den Herrgott da oben und

dankt ihm zugleich doch für all das Glück, das er einem beschert hat. Und dann die Zähne zusammengebissen und wieder vorwärts, wie im Feld ein braver Soldat mit geheilten Knochen zur Front zurückkehrt. Du aber, mein Bester, du bleibst im Lazarett, weil du zu schlaff bist zu neuem, ehrlichem Fechten."

Otto suchte sich zu rechtfertigen, aber der Major schnitt ihm kurz das Wort ab.

„Hol' mich der Satan," wetterte er, „ich hab' meine Klara auch lieb. Aber wenn mich das Unglück träfe, daß ich mein braves Weib verlöre, und ich wollte den Toggenburg mimen, da würde sie oben im Himmel die Hände über ihren Hugo ringen. Du hast nun einmal mit deiner zweiten Ehe A gesagt, und mußt nun auch B sagen. Denn ein Mann, der seine verfluchte Pflicht nicht tut, in jeder Lage, und wenn's ihm noch so sauer wird, der ist ein Haufen Müll. Der toten Frau ein herzlich Angedenken, — einverstanden! Aber dabei an der anderen zum Hundsfott werden, — da sag' ich ganz einfach: Pfui Teufel!"

Mit schwerem Kopf wachte Otto auf. Er zürnte sich, daß er im Traume dem Bruder nichts erwidert hatte; und doch gestand er sich

zugleich: Wenn Hugo in Wirklichkeit so oder ähnlich zu ihm gesprochen hätte, er würde ihm nichts haben antworten können. Schon aus dem Grunde nicht, weil er sich zu krank fühlte. Jedes Geräusch schwang dröhnend in ihm nach, jedes laute Wort löste ein Gefühl sinnloser Wut in ihm aus, wie Männer, monatelang auf engem Schiff in ewiger Eisesnacht eingeschlossen, nur darauf lauern, übereinander herzufallen. Dann wieder, in jähem Wechsel, erlosch jeder Wille in ihm, wurden ihm die Glieder schwer wie Blei, der Kopf so dumpf, daß ihm die Augen im Sitzen zufielen.

Er wurde grau; feine Silberfäden spannten sich um die Schläfe, jeder Zeuge einer durchwachten Nacht. Seine Züge wurden schlaff, seine Augen lagen wie eingemeißelt unter der Stirn.

Er hatte das Erwachen aus langer Betäubung als Gesundung empfunden. Und doch war es nichts, als eine neue Phase der furchtbaren Erschütterung, die ihn bis in seine tiefsten Tiefen aufgewühlt, wie schwere Wunden zuerst nur ein dumpfes, totes, schmerzloses Gefühl hinterlassen, bis wieder das Blut durch die zerschnittenen, zerquetschten, zerrissenen Gewebe kreist, ein leises Zucken, wachsendes Ziehen und Zerren, ein krampfhaftes Stechen und Bohren und Schlingern sich bis zu unerträglichen Qualen steigert.

Er hatte niemals gewußt, was Nerven waren; jetzt lernte er es begreifen, wie sie aus Sklaven zu Herren sich aufwerfen. Eine fremde Macht lebte in ihm, die ihm ihren Willen aufzwang. Und diese fremde Macht peitschte ihn zu krankhafter Reizbarkeit gegen Hedwig hoch, zu einer Erbitterung gegen sie, die in dem Drange, dem anderen so weh als möglich zu tun, Erlösung aus eigenen Schmerzen sucht.

Eines Abends, als er so ganz elend aussah,

tat er ihr so unsäglich leid, daß sie es wagte, ihm beim Gutenachtsagen tröstend über das Haar zu streichen. Er sah befremdet zu ihr auf. Und vor seinem abweisenden Blick wurden ihr die Augen naß.

Ihr sichtlicher Kummer reizte ihn. „Fehlt dir etwas?“ fragte er ungeduldig.

Sie wandte sich ab, die Tränen zu verbergen. Traurig antwortete sie ihm:

„Du tust mir so weh.“

Ihr ganzes Leid klang aus den wenigen Worten heraus.

Doch unter der Last des Vorwurfs begannen seine Nerven zu vibrieren, bäumte sich alles in ihm gegen sie auf. „Was wirfst du mir vor?“ fragte er. „Ich schelte dich nicht, ich trinke nicht. Du hast keine Sorge ums tägliche Brot.“

„Ich habe dein Herz nicht,“ erwiderte sie gepreßt.

„Dem Herzen kann niemand befehlen,“ antwortete er kurz.

„Warum hast du mich dann nicht meinen Weg durch das Leben allein gehen lassen?“ fragte sie, jetzt auch erregt.

„Ja, warum?“ antwortete er bitter. „Das frag' ich mich heute selbst.“ Er sah die gefürchtete

Auseinandersetzung kommen, gegen die sich alles in ihm auflehnte. Ein Widerwille gegen sie, die auf ihr Recht pochte, kochte in ihm hoch, nahm ihm die Besinnung.

Sie starrte ihn mit großen entsetzten Augen an. Dann aber ballten sich ihr die Hände. „Weißt du noch, Otto," fragte sie mit blassen Lippen, „jene Stunde in Kiel? Da sprachst du von Frauen, denen ihr unrecht tut, deren Treue ihr zu spät erkennt? Gilt das denn gar nicht für mich?"

Otto sah ihr stier ins Gesicht. Einen Augenblick hielt er sich noch in der Gewalt. Dann antwortete er hart:

„Ich sprach von Frauen, die wir lieben."

Sie taumelte zurück. „Und ohne Liebe hast du mich genommen?" fragte sie atemlos.

Er sah mit zornigen Blicken zu ihr auf. „Hab' ich dich wirklich genommen?" fragte er zurück. „Ich dich? Oder du mich?"

Er war ihre erste, einzige Liebe gewesen, und heute liebte sie ihn mehr als je, mit der Liebe, die unter Schmerzen doppelt innig an den sich klammert, der ihr die Schmerzen schafft. Aber zugleich hatte dieses Weh ein Opfer gesucht und es in Susi gefunden, in ihr, der

sie allein die Schuld aufbürdete, daß Ottos Herz von Tag zu Tag sich mehr von ihr abgewandt. Und je weniger sie es gewagt, diesem Ingrimm Luft zu machen, desto verbitterter, ungerechter, unbesonnener hatte er sie gemacht. Schon lange hatte sie darauf gelauert, einmal, ein einziges Mal, sich alles vom Herzen herunterreden zu können, was sie seit Monaten auf der Zunge trug; und jetzt, unter Ottos vernichtendem Vorwurf, verlor sie ganz die Herrschaft über sich, in jenem aufflammenden, erschreckenden Ausbruch, wie er gerade beherrschten Naturen eigen ist, wenn endlich einmal die Schranken ihrer Selbstzucht gesprengt sind. Alle die Kränkungen, Enttäuschungen und Schmerzen, die wie glühende Bleitropfen Monate hindurch ihr Herz hatten aufzucken lassen, brachen sich jetzt Bahn, warfen jedes Hindernis über den Haufen, raubten ihr den klaren Verstand. Wie eine Irre stand sie vor ihm, mit fliegenden Gliedern, mit verzerrten Zügen. Sie vergaß, daß sie mit ihrem Gatten stritt, sie sah nur die Todfeindin vor sich, mit der es abzurechnen galt.

„Ich dich?“ sagte sie mit zitternden Lippen. „Nein! Mich hast du spät genug gefragt,

nach monatelangem Besinnen; da wußtest du, was du tatest. Dich hat nur eine genommen, Susi, im weißen Unschuldskleidchen, beim Mondesschein unter verschwiegenen Buchen. Unbesehen hat sie dich genommen, liebestoll, wie du warst."

„Laß Susi aus dem Spiel," unterbrach er sie in verhaltenem Zorn.

„Du hättest sie aus dem Spiel lassen sollen, lange schon! Daß du das nicht gekonnt, ist unser ganzes Unglück. Ich will an mir gemessen werden," brach sie aus, „nicht an der Frau, deren Wesen mir fremd ist. Ich will beurteilt werden, wie ich bin, wie ich mich offen gegeben habe, nicht immer nur mit einem Heiligenbild deiner kranken Phantasie verglichen sein, das nie gelebt hat. Ich kann nicht lächeln und schmeicheln und töricht tun wie jene —"

In Hedwigs Worten klang etwas nach, was er in tiefsten Herzen sich schon selbst gesagt; und gerade deshalb trafen ihre Vorwürfe ihn wie Peitschenhiebe, rüttelten sie den Jähzorn in ihm auf.

„Laß Susi in Frieden," sagte er noch einmal, mit dumpfem Grollen in der Stimme.

„Läßt sie mich denn in Frieden?“ warf sie ihm entgegen. „Soll ich mit leeren Händen dasitzen und zusehen, wie ihr Schatten mir alles nimmt, Mut und Freude? Warten, bis dieses Gespenst, das dir und mir das Glück stiehlt, mich zum Hause hinausjagt?“

„Laß meine Susi in Frieden,“ warnte er zum dritten Mal, heiser, mit blutunterlaufenen Augen. Die Adern schwollen ihm auf der Stirn, rot flammten die Narben der Schmisse.

Sie war dicht an ihn herangetreten. Ihre Zähne knirschten, ihr Leib bebte. „Deine Susi!“ schrie sie ihm in unsäglicher Verachtung ins Gesicht. „Dein alles, dein Gott! Diese Tote, die dich zum Gespött der Leute macht, die jetzt noch dir das Mark aus den Knochen saugt!“ Grell lachte sie auf. „Dies Püppchen in Seide und Spitzen, nichts als ein Spielzeug für deine Sinne, verbuhlt, wie eine Dirne —“

Sie brach jäh ab, so schreckerregend sah der Mann aus, der totenblaß, mit lodernden Augen, den Arm zum Schlage erhoben, vor ihr stand.

Aber mit jähem Ruck, mit übermenschlicher Kraft riß er sich zurück, ließ er den Arm sinken. Und schweigend wandte er sich von ihr.

Er ging in sein Zimmer und schloß sich dort im Dunkel ein. Er setzte sich auf seinen Sessel, vornübergebeugt, ohne sich zu regen. Die furchtbare Erschütterung der letzten Minuten hatten alles wieder in ihm aufgewühlt. Aus der Nacht der Gegenwart stieg doppelt licht die Vergangenheit empor.

Eine Stimme spricht: „Ein fröhlich Herz, ein liebevolles Herz . . .“ Wie ein schneidendes Messer klingt es dazwischen: „Im Namen Gottes!“, ein Sarg über offener Gruft, schwankend, sinkend, verschwindend . . . Susi taucht auf, im Totengewand, schneeweiß, von tauschweren Rosen umrahmt . . . Und sie weint und flüstert und fleht, daß ihr so bang ist, daß sie so ganz verlassen, so mutterseelenallein . . .

Ein verzweifeltes Rütteln an der Tür. Das Schloß hält. Dann ein Schluchzen, bitterschwer, hoffnungslos. Und endlich, endlich wankende Schritte, die sich entfernen.

Stunde um Stunde sitzt er und sinnt, die lange, lange Nacht.

Und wieder rollen die Würfel seines Lebens. Verschwunden ist jetzt der Spuk, der ihn so lange gequält. Er ist klar, Herr seiner Nerven,

Herr seiner selbst. Etwas Neues ist in ihm emporgewachsen, als sei ein eisern Band, um seine Stirn geschmiedet, jäh zersprungen, als sei er in dieser Stunde um Jahre gealtert.

Und unerbittlich zieht er die Summe seines Lebens.

Er hat gefehlt, er hat Hedwig belogen und betrogen, sie, die des Besten wert war. Wissend hat er die Augen vor der Erkenntnis geschlossen, daß die Spanne seit Susis Tod viel zu kurz gewesen, um den Verlust eines Glückes überwinden und verschmerzen zu können, der seines ganzen Lebens Inhalt hatte werden sollen. Und dann, als er den unbesonnenen Schritt getan, hat er in unwürdiger Schwäche es nicht vermocht, auf die so vieles heilende Zeit zu vertrauen, hat er den Zorn gegen Hedwig widerstandslos in sich wachsen und wachsen lassen. Mit rohen Worten hat er sie eben verletzt. Er wäre um ein Haar zum Schurken geworden, der sich an seinem Weibe vergreift. Er hat schwer gefehlt, um seiner Liebe zu Susi willen.

Auch Hedwig hat gefehlt. Zwar konnte sie nicht wissen, wie es um ihn stand; und wenn sie gefehlt hat, so war's aus Liebe zu ihm.

Doch eins hat sie getan, was ihm wie eine

Klinge im Herzen sitzt. Seit heute weiß er's: Sie hat Susi gehaßt, gehaßt von der Stunde, in der ihr jene das Glück genommen. Unter dem Haß dieser Frau hat Susi vor dem Altar gestanden, ist sie in den Tod gegangen; mit dem Haß gegen sie zog Hedwig in sein Heim, ward sie sein Weib. Und dieser Haß, der bis zum Überlaufen ihr Herz erfüllt, ist ihr zum Schicksal geworden. Sie hat Susis Gedächtnis besudelt, sie tief in den Staub gezerrt. Sie hat es getan, mit raschem Wort, in Wut, in gekränkter Liebe. Aber getan hat sie es. Und damit hat sie sich selbst von ihm geschieden.

. . . Verbuhlt, wie eine Dirne . . .

Er ruft sich alle ihre Vorzüge vor Augen, ihre Pflichttreue, ihre Sorge um ihn, um das Kind. Er legt alles, was sie entschuldigt, alles, was für sie spricht, in die eine Wage; und in die andere das eine Wort. Und schwer sinkt die Schale zu Boden.

Aber das Kind? Der Knabe, um dessen willen er vor allem um Hedwig geworben? Einen Augenblick bleibt ihm das Herz stehen, so ohne Rat, hilflos, verloren fühlt er sich. Dann aber atmet er auf: Er sieht einen Weg vor sich. Klara, Hugos energische Frau wird ihm den

Knaben abnehmen, auf einige Jahre, bis er aus dem Gröbsten heraus ist; er kennt ihr Herz, er weiß, er wird keine Fehlbitte tun.

Der Morgen graut. Hoch steht der Vollmond über dem Berge, von dem er damals mit Susi hinabgeschritten, unter dessen Buchen er sie zum erstenmal geküßt. Und er hört eine sehnsüchtige Stimme: „Du bist mein, ich bin dein, deß sollst du gewiß sein . . .“

Schüchtern klopft es an seine Tür. Er öffnet. Hedwig steht vor ihm.

Sie hat eine Nacht hinter sich, die alles das überreich sühnt, was sie verschuldet. Zuerst spürte sie nichts als eine ungeheure Erleichterung, das befreiende Gefühl, endlich zu ihrem Recht gekommen zu sein, sich das Herz leicht geredet, ihm die Augen gründlich geöffnet zu haben.

Dann aber sieht sie den Mann wieder vor sich, den Arm zum Schlage erhoben. Und ihr Herz will im Gefühl seines Zorns verzagen. Nur leise regt sich noch eine scheue, auf ein Wunder vertrauende Hoffnung, wie der Schiffbrüchige noch im Ertrinken nach Rettung ausspäht, — die Hoffnung, daß dieser Streit wie ein reinigender Gewitterregen ihr Verhältnis klären würde.

Aber je länger sie über das Geschehene nachdenkt, desto mehr fühlt sie sich unsicher. Sie erträgt die Qual der Ungewißheit nicht mehr; sie will mit ihm sprechen, Klarheit schaffen. Er läßt sie nicht ein. Und jetzt erst begreift sie, was sie getan. Sie hat die Opferschale, die sie als Priesterin des Hauses mit starken Armen hatte vor sich hertragen wollen, durch ihr ganzes Leben, in jähem Trotz zu Boden geschleudert, ihr Glück zu Scherben zerschmettert. Sie hat, wie einst der heilige Winfried die Göttereiche fällte, des Gatten höchstes Idol in den Staub gerissen; sie weiß, daß auch sie, wie der Apostel, damit die Axt an ihr eigen Leben gelegt. Und je weiter die Nacht fortschreitet, desto mehr will sie all ihren Stolz begraben, demütig bitten, daß er ihr verzeiht, sie nicht verstößt. Noch in der Dunkelheit erhebt sie sich, harrt sie wohl eine Stunde lautlos vor seiner Tür. Dann, als der fahle Morgen im Osten emporkriecht, wagt sie endlich zu pochen.

Und in der Stunde der Entscheidung wählt sie wiederum den falschen Weg. „Ich möchte fort, Otto," sagt sie mit schwankender Stimme, „nach Kiel . . . Du wirst mich ja nicht mehr haben wollen."

Mit überwachten Zügen steht er am Fenster und blickt hinaus. Er hat ihren Entschluß erwartet, erhofft. „Es tut mir leid, Hedwig, daß alles so gekommen ist,“ sagt er endlich, ohne sich umzuwenden. „Aber ich lege dir nichts in den Weg.“

Er will nicht hart zu ihr sein. Er hätte ihr gern noch ein herzlich Abschiedswort gesagt, doch die Kehle ist ihm wie zugeschnürt; er hat nur den einen Wunsch, — ein Ende mit all den Aufregungen, all der Quälerei, ein Ende um jeden Preis.

Sie ist zurückgetaumelt. Trotz allem hat sie doch noch gehofft, mit der Hoffnung, die nicht zuschanden werden läßt, — jetzt weiß sie, daß alles verloren ist, daß er sie gehen läßt, ohne auch nur den leisesten Versuch, sie zu halten.

Er hört durch die Stille ihren schweren Atem, fühlt förmlich, wie sie nach Worten ringt. Endlich sagt sie mit leiser Stimme:

„Ich gehe, Otto! Aber ich habe noch eine Bitte, eine letzte, große Bitte . . . Otto, laß mir das Kind!“

Er wendet sich überrascht. Sie ist schneeweiß, ihre Lippen zittern, ihre braunen Augen hängen demütig an ihm.

Er schüttelt den Kopf. „Das Kind ist mein," sagt er herb, „mein und Susis. Du hast kein Teil an ihm."

„Ich hab' es gehegt und geliebt," antwortet sie flehend. „Ich hab' Tag und Nacht an seinem Bettchen gewacht, seine ersten Schritte gelenkt. Ich will es pflegen und hüten, wie ein Heiligtum. Laß mir das Kind, Otto, ich bitte dich!"

Er beißt die Zähne zusammen. Er fühlt, wie lieb sie ihn trotz allem hat, auch in dem Kinde. Er sieht sie vor sich in seinem Heim, unermüdlich in der Sorge um den Knaben. In dieser Stunde ahnt er zum erstenmal ganz das Martyrium, das sie durchlebt hat. Aber er darf sie nicht halten, jedes Mitleid wäre ein neuer Betrug gegen sie. Er kann nicht Hand in Hand mit ihr leben, Jahr um Jahr, Tag um Tag, bis daß des Alters Schnee ihr heißes Herz kühlt. An seiner Seite ist kein Platz für sie.

. . . Verbuhlt, wie eine Dirne . . .

Und ein unbezwinglicher Drang nach Erlösung, ganz frei von ihr, erstickt die letzte weiche Regung in ihm.

Sie sieht, daß er kämpft. Und wieder beginnt sie zu sprechen, mit verhaltenem Schluchzen.

„Ich habe unrecht getan, Otto, ich bin zu rasch gewesen, ich habe Unmögliches verlangt. Aber ich hab' doch auch das Schwerste durchlitten, was ein Frauenherz erdulden kann, das schreckliche Gefühl, nicht um meiner selbst willen erwählt zu sein. Das hat so bitter geschmerzt, daß du mir meinen Zorn verzeihen mußt. Ich will ja nichts von dir, will gehen, still und wunschlos, — nur schick' mich nicht ganz allein fort, Otto, — um des Himmels Barmherzigkeit willen, laß mir dein Kind!"

Er hat sie sprechen lassen, ohne sie zu unterbrechen. Aber alles ist in ihm in Aufruhr. Er merkt wohl, daß sie sein Herz rühren will, daß sie selbst wieder weich wird im Weh des Abschieds, daß ein einziges Wort, ein freundlicher Blick sie ihm zu Füßen werfen würde. Und plötzlich überfällt ihn eine unsägliche Angst, daß alles nur Komödie ist, daß sie gar nicht daran denkt, ihn zu verlassen. Er zwingt sich, ihr nicht ins Gesicht zu schrein: „So geh' doch! Geh' doch nur!" Und plötzlich hört er seine eigene Stimme wie aus weiter Ferne: „In Gottesnamen, Hedwig, — behalte das Kind!"

Sie tritt auf ihn zu, sie will ihm danken. Aber vor seinen übernächtigten Augen, vor dem

unerbittlichen Urteil, das ihr aus ihnen entgegensprüht, weicht sie, Schritt vor Schritt, bis auf den Flur hinaus.

Eine Stunde vergeht. Wieder steht sie vor ihm, in Hut und Mantel, den fünfvierteljährigen Knaben, warm eingehüllt, auf dem Arm. Ein Wagen fährt draußen knirschend über den Kies. Auf der Diele stehen schwere Koffer.

Sie reicht ihm das Kind. Er küßt es lange und heiß, mit feuchtem Blick, wie damals, als er vom Kirchhof zurückkam. Und der Knabe greift ihm mit hellem Lachen, dem Erbteil seiner Mutter, in das Haar und jubelt: „Papa!"

„Halt ihn gut, Hedwig," sagt er mit gepreßter Stimme.

Sie nimmt ihm das Kind wieder ab. „Du hast mir nichts mehr zu sagen, Otto?" fragt sie dumpf.

„Nein." Es klingt wie ein Aufatmen nach langer Qual.

Vorbei, alles vorbei . . .! Den Tod im Herzen, mit verzweifelter Stimme flüstert sie:

„Leb' wohl, Otto."

„Leb' wohl!" Er wendet sich ab.

. . . Verbuhlt, wie eine Dirne . . .

Einen letzten Blick läßt Hedwig über den

Raum schweifen; er streift Susis Bildnis dort an der Wand. Und mit ihren blauen Kinderaugen lächelt das junge, blonde Weib auf sie herab, als fasse es selbst den Sieg nicht, den es als Tote über die Lebende errungen.

Schwer fällt die Haustür ins Schloß . . . Wagenrollen . . . Er ist allein.

Allein mit Susi . . .

Oben, im Norden Deutschlands, wo der Hafen von Kiel tief in das deutsche Land hineinschneidet, lebt ein junges Weib. Ein Kind bei ihr. Sie liebt es, weil es des Vaters Ebenbild, weil es das letzte Band ist, das sie mit ihm verknüpft, liebt es, weil sie die Hoffnung nicht aufgeben will, nicht aufgeben kann, daß dieses Kind doch noch einmal die Brücke schlägt zu dem Manne, zu dem ihr Herz Tag und Nacht schreit . . .

Im Thüringerland, im öden Haus am Bergeshang, lebt ein Mann in ernster, rastloser Arbeit. Sein Ruhm ist festbegründet; München hat sich um ihn bemüht, Berlin versucht ihn zu gewinnen. Er hat verzichtet, er bleibt in seinem Heim.

Jeden Sonntag kommt ein Brief aus Kiel, lange, engbeschriebene Seiten, in denen nur von dem kleinen Erich die Rede ist, wie er läuft, wie er spricht, wie er schon nach dem Vater fragt, ihm immer ähnlicher wird.

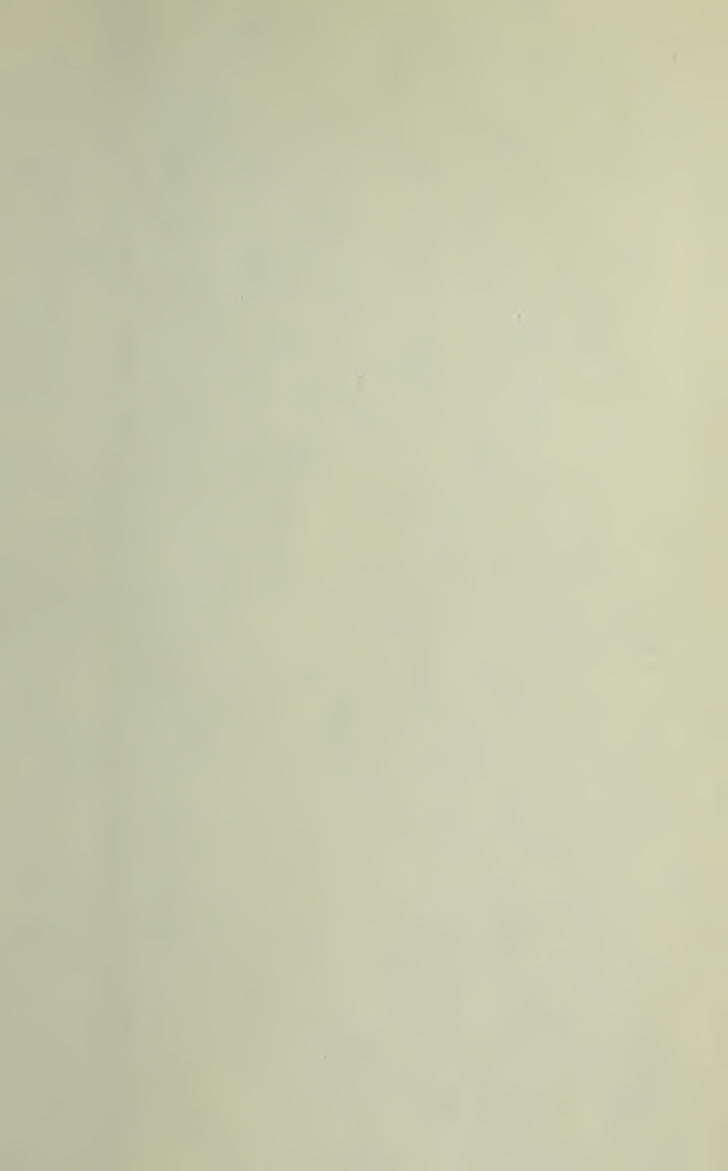
Und jeden Sonntag sendet er einige Zeilen als Antwort.

Doch wenn in lichten Nächten die laue, vom Blütenschnee getränkte Luft durch das Fenster strömt, wenn von den Bergen der Sang heimkehrender Studenten klingt, fernher, wachsend und verlöschend: „Und sie küßt mich und drückt mich und lacht so hell . . .“, dann geht er mit schweren Schritten an einen Schrein und öffnet ihn. Und immer wieder strömt ihm das Blut zum Herzen. Da liegt, auf bräutlich-weißen Schleier gebettet, der Myrthenkranz, der einst ihr blondes Haar geschmückt, den er in seliger Stunde mit zitternden Händen gelöst. Und plötzlich verläßt ihn auf Augenblicke die Kraft. Mit nassen Augen preßt er die Lippen in den Schleier, und jammernd flüstert er:

„Susi, kleine Susi . . . Liebe kleine Susi . . .“












UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 067499985